moritz.magazin

No. 127 | Februar 2017

EINGEZOGEN | 10
Zum Krieg verführt

EINGESCANNT | 22
Jetzt wieder analog

EINGESPERRT | 28
Ein Blick hinter Mauern

EINGESUNGEN | 38
Hassliebe zur Hymne?!

6 METER BIS ZUR FREIHEIT

Think different.

Be Connected.
Be Discovered.
Be moritz.

webmoritz

moritz

Yours to discover

TO INSPIRE & NURTURE THE HUMAN SPIRIT

MORITZ MEDIEN

Die zärteste Versuchung, seit es **Medien** gibt.

Moritz

SCHÜTZT DIE STUDIERENDEN!

LEST MEHR MEDIEN!

MORITZMAGAZIN

YOU'LL NEVER LOOK AT MEDIA THE SAME WAY AGAIN

MTV
MORITZ TELEVISION

WER ES EILIG HAT,
ÜBERSIEHT DIE
VIELFALT.

MARION GITZEL

ES IST BESSER EINE KERZE ANZUZÜNDEN, ALS SICH ÜBER DIE DUNKELHEIT ZU BEKLAGEN.

MORITZ
INTERNATIONAL

Wissen, was Studierende bewegt

M

ich liebe sie

M
Moritz.medien

MEDIEN SIND GEIL!

MORITZ

MIT MORITZ SIEHT MAN BESSER!

MORITZ

webmoritz.

REDAKTIONSSITZUNG
DONNERSTAG | 19.00 UHR
RUBENOWSTRASSE 2B

WEBMORITZ.DE
/webmoritz.de
@webmoritz

moritz.magazin

REDAKTIONSSITZUNG
MONTAG | 19.30 UHR
RUBENOWSTRASSE 2B

MORITZ-MAGAZIN.DE
/moritz.magazin
@moritzMagazin

moritz.tv

REDAKTIONSSITZUNG
MITTWOCH | 20.15 UHR
RUBENOWSTRASSE 2B

MORITZTV.DE
/moritztvgreifswald
@moritztv

MAGISCHE SIEBEN

Text & Foto: Philipp Deichmann

mm127 – Die siebte Ausgabe an der ich mitarbeiten durfte. Als mir der Posten zum Ressortleiter Forum im Dezember 2015 angeboten wurde, habe ich nicht gezögert. Ich hatte allerdings nicht wirklich eine Ahnung davon, was mich erwarten würde. Doch alles, was man wissen muss und benötigt, erfährt man von seinen Freunden aus der Redaktion. Auf ein Buch mit sieben Siegeln stößt man hier nicht. Natürlich fällt einem der Anfang nicht immer leicht und seine ersten Artikel schreibt man zu Beginn auch gern ein zweites Mal, wenn der Chefredakteur das sagt. Doch hat man erst einmal den Dreh raus, geht es mit Siebenmeilenstiefeln voran. Über die Finanzen der Fachschaftsräte, die Hintergründe der politischen Hochschulgruppen, die Flüchtlingskrise oder die Kulturpolitik des Landes Mecklenburg-Vorpommern lernte und schrieb ich. Ich hatte die Gelegenheit, mit vielen Personen interessante Gespräche zu führen. Besonders gut in Erinnerung bleibt mir das Interview mit Gregor Gysi. Aber auch mein Hausbesuch bei Rudi, dem Würstchenverkäufer aus der Mensa oder die Besichtigung des Theaters Greifswald werde ich nicht vergessen. Neben der tollen Redaktionsarbeit kann ich außerdem auf eine Vielzahl von schönen Momenten mit Menschen aus der Redaktion zurückblicken. Zufrieden packe ich meine Siebensachen und mache Platz für ein neues Gesicht. Ich habe in meiner Zeit viel gelernt und erlebt und konnte darüber hinaus Wissen an neue Redakteure weitergeben. Letztlich kann ich daher nur jedem raten, mutig Herausforderungen anzunehmen und an ihnen zu wachsen. Ich danke moritz für die tolle Zeit und wünsche ein erfolgreiches Jahr 2017!

INHALT

10 REKRUTEN, URSELS PLAN UND KINDERSOLDATEN
Text: Katharina Hoppe
Über die Bundeswehr-Imagekampagne

FORUM

Politik | Gesellschaft | Diskurs | Kritik

07 UNGEWISSE ZUKUNFT
Veronika Wehner | *OPENER*

08 MIT DEM KRIEG LEBEN
Rudolf Becker

10 REKRUTEN, URSELS PLAN UND KINDERSOLDATEN
Katharina Hoppe

12 6-STUNDEN-ARBEITSTAG – NUR EIN TRAUM?
Jenny Röttger

14 SCHULISCH SCHLAU, LEBHAFT DUMM
Philipp Deichmann

15 KURZNACHRICHTEN FEBRUAR | *TELEGREIF*
Aaron Jeuther | Veronika Wehner
Lukas Thiel | Magnus Schult

22 ZURÜCK IN DIE STEINZEIT?
Text: Aaron Jeuther
Zu dem Streit zwischen der VG Wort und der Uni.

UNI.VERSUM

Uni | Studium | Forschung | Lehre

17 ÜBER DEN WOLKEN
Jonathan Dehn | *OPENER*

18 KEINE ZEIT FÜR STRESS
Klara Köhler

20 DEMOKRATIE FÜR EINSTEIGER
Jonas Greiten & Jonathan Dehn

22 ZURÜCK IN DIE STEINZEIT?
Aaron Jeuther

24 WTF 2016? | *FOTOFRAGE*

46 THE DARK SIDE OF PRACTICE
Text: Philipp Schulz
Die Kolumne wird verprokrastiniert.

REDAKTIONELLES

Kolumne | Rätsel | Interview | Satire-Comic

03 MAGISCHE SIEBEN
Philipp Deichmann | *VORWORT*

04 INHALTSVERZEICHNIS

46 BUNDESWEHR
Philipp Schulz | *KOLUMNE*

46 RÄTSEL | *MORITZEL*

48 IN DIE POMMES GEBISSEN
Veronika Wehner | *M.TRIFFT*

49 CLOWNEREI
Kai-Uwe Makowski | *TAPIR*

50 IMPRESSUM

GREIFSWELT
Stadt | Land | Umwelt | Meer

27 NEUE RUNDE, NEUES GLÜCK
Jenny Röttger | *OPENER*

28 6 METER BIS ZUR FREIHEIT
Charlotte Fischermanns & Lukas Thiel
TITELTHEMA

30 MIT TECHNIK UND VIEL FEINGEFÜHL
Charlotte Fischermanns

32 ABFALL DER VERGANGENHEIT
Veronika Wehner

34 TOTE HOSE ODER WAS?
Jonas Greiten

28 6 METER BIS ZUR FREIHEIT
Text: Charlotte Fischermanns & Lukas Tiehl
Titelthema: Besuch der JVA in Stralsund

KALEIDOSKOP
Kunst | Musik | Literatur | Kultur

37 KURZURLAUB
Klara Köhler | *OPENER*

38 LOBESHYMNE & VERRISS
Michael Fritsche & Jonas Greiten | *DISKURS*

40 EIN ROTER KNOPF MIT TOTENKOPF
Philip Reissner | *M.EETING »GUSTAV*

41 HOME IS WHERE YOUR HEART IS
Sophie Möller | *LITERATURECKE*

42 EIN TRÄUMER UND DIE LIEBE
Jenny Röttger | *LITERATURREISE* | *TEIL 6*

43 TERMINE 2017 | *KALENDER*

44 REZENSIONEN
Lorenz Lang | Florian Leiffheidt | Rudolf Becker & Jenny Röttger | Veronika Wehner

38 LOBESHYMNE & VERRISS
Text: Michael Fritsch & Jonas Greiten
Kommentare zur MV Hymne

moritz.REDAKTION

Sebastian Bechstedt | Rudolf Becker | Jonathan Dehn | Philipp Deichmann | Charlotte Fischermanns | Michael Fritsch | Jonas Greiten | Lorenz Lang | Florian Leiffheidt

Jenny Röttger | Aaron Jeuther | Klara Köhler | Sophie Möller | Sophia Schröder | Philipp Schulz | Lukas Thiel | Veronica Wehner | Katharina Hoppe

UNGEWISSE ZUKUNFT

Text: Veronika Wehner

Der Beginn eines neuen Jahres ist immer mit einer Mischung aus Wehmut und Hoffnung verbunden. Das Jahr 2017 unterscheidet sich da nur in Nuancen. Es wird viele Menschen geben, die 2016 nicht hinterher weinen werden. Die immer noch unter dem Schock der eingeleiteten Veränderungen stehen. Brexit, die Wahl Donald Trumps, aber auch Ereignisse, die im Positiven überrascht haben, wie die Reform des deutschen Sexualstrafrechts.

2017 wird uns keine Pause gönnen. Im Gegenteil. Es stehen mehrere große Ereignisse an, die die politische Bühne verändern könnten. Im Kleinen beginnt es mit den Gremienwahlen an dieser Universität, deren Auszählung fast mit der Inaugurationsrede Trumps, die er wahrscheinlich lieber in Tweets halten würde, zusammenfällt. Wir werden mal wieder einen Bundespräsidenten gewählt bekommen, was traditionell die einzige Zeit ist, in der Deutschland über direkte Beteiligung an der Politik debattiert. Und natürlich dürfen wir uns auf mehrere Wahlen in europäischen Führungspositionen freuen. Der Präsident des Europaparlaments, der deutsche Bundestag sowie Wahlen in Frankreich, den Niederlanden und bestimmt auch in Italien. Die Ergebnisse dieser Wahlen können tiefgreifende Folgen für Europa haben. Was für Folgen das sein können, ist nicht zu prognostizieren. Irgendwas muss man ja auch aus dem vergangenen Jahr lernen. Was bleiben wird ist der Brexit, die Angst um den Euro und die Europäische Union, die Flüchtlingskrise und das Klima.

Aber vor allem können wir aktiv wählen, in was für einer Gesellschaft wir leben wollen. Wollen wir uns vor allen Entscheidungen und Veränderungen verstecken, bis sich die Konsequenzen in einem Hashtag zusammenfassen lassen? Oder wollen wir der Angst trotzen, teilhaben und mitgestalten? Wie werden wir damit umgehen? Wir haben 2017 die Wahl. Lasst uns eine gute treffen.

Das Bergarbeiter-Denkmal in Ugledar trägt die Aufschrift: слава шахтёрам, zu Deutsch: Ruhm den Bergbauern.

MIT DEM **KRIEG LEBEN**

Text & Fotos: Rudolf Becker

In den letzten Monaten drehte sich die Medienwelt um den Bürgerkrieg in Syrien. Die Ukraine ist derweil in den Hintergrund gerückt. Dennoch liegt dort eine Schlichtung des Konflikts in weiter Ferne. Ein Konflikt, der wie immer das Volk am härtesten trifft.

Aleppo ist befreit. Zerstört und befreit. Syrien durchlebt seit vielen Jahren einen furchtbaren Bürgerkrieg, welcher den Auseinandersetzungen im Donbass an Brutalität und Komplexität überlegen ist. Eines haben jedoch beide gemeinsam: Hauptleidtragend ist das Volk. So auch die Familie von Nina Tschemodanova, die in Wuhledar, südwestlich von Donezk, lebt. Seit vielen Jahren sind sie auf Hilfe von außen angewiesen und leben von einem Tag in den anderen. Zukunftsgedanken können sich die Menschen in der Ostukraine nicht leisten.

FAMILIE TSCHEMODANOVA

Nina ist 67 Jahre alt und wohnt mit ihrer zweiundvierzigjährigen Tochter Alonja und deren Sohn Jegor in einer 2-Zimmer-Wohnung. Ihr Mann war sein Leben lang Bergarbeiter und ist schon vor langer Zeit verstorben. Jegors Vater kümmert sich nicht um seinen Sohn, daher müssen die beiden Frauen alleine über die Runden kommen. Wirklich gut ging es ihnen schon lange nicht mehr. Derzeit leben sie von etwa 2000 Griwna im Monat. Das sind umgerechnet 70 Euro. Wegen den Spannungen zwischen Russland und der Ukraine sind die Nebenkosten drastisch gestiegen. Russland ist der Hauptlieferant für Erdgas, hat die Gaspreise angehoben und verlangt die Schulden zurück, die die Ukraine mit der Zeit angehäuft hat. Für Nina heißt das, dass 1200 der 2000 Griwna im Monat für Nebenkosten ausgegeben werden. Miete müssen sie glücklicherweise nicht zahlen, die Wohnung gehört ihnen.

Sie leben in Wuhledar, einer kleinen 15.000 Einwohner starken Stadt. Der Name, auf Russisch Ugledar, heißt so viel wie Kohlegeschenk. Die Stadt lebt – wie die meisten Städte in der Region – vorwiegend vom Kohlebergbau. Den Bergarbeitern wurde ein Denkmal errichtet mit der großen Aufschrift: слава шахтёрам: Ruhm den Bergbauern. Wuhledar liegt 60 Kilometer südwestlich von Donezk. Weit genug weg, um von den Kampfhandlungen nicht betroffen zu sein, aber nah genug, um täglich die Explosionen und Gefechte zu hören. Familie Tschemodanova hat sich inzwischen daran gewöhnt.

Als die Kämpfe 2013 begannen, wurde in der Umgebung um Wuhledar noch gekämpft. Nicht weit von der Stadt sind einige Mörsergranaten eingeschlagen. Nichts wurde zerstört, die Druckwellen aber haben sämtliche Fenster der Stadt bersten lassen. Folie und Holz waren schnell vergriffen und die Menschen wurden mitten im Winter mit klaffenden Löchern in den Wänden sitzen gelassen. Kurze Zeit später kamen Hilfspakete von der ukrainischen Regierung. Sie enthielten allerdings weder Folie noch Decken. Stattdessen bekam jeder ein Schulbuch zum Ukrainisch lernen. Damit auch jeder die neue alleinige Amtssprache beherrscht.

Wer kann, der haut ab.

So wie der Sohn von Ninas anderer Tochter, Janek. Ihr Enkel ist inzwischen 26 Jahre alt. Nachdem die Halbinsel Krim annektiert wurde, zogen viele junge Männer dorthin in der Hoffnung, Arbeit zu bekommen. Es gab nicht genug Arbeit für alle, zumindest aber war man wenig später russischer Staatsbürger und konnte sich von der Halbinsel aus nach Jobs in ganz Russland umsehen.

TOTALE VERSORGUNG

Medizinische Versorgung ist in der Ukraine noch aus den Sowjetzeiten kostenlos. Theoretisch kostenlos, in der Praxis sind die Krankenhäuser ein Trauerspiel. Zur Geburt des jüngsten Kindes Jegor musste die Familie einen halben Haushalt einpacken. Angefangen bei eigener Bettwäsche, Handtüchern bis hin zu Glühbirnen müssen die Patienten das Meiste selbst organisieren. Als Ninas Schwester an Krebs erkrankte, gab es angeblich keine freien Termine an den Diagnosegeräten. Erst ein Briefumschlag voller Geld konnte den behandelnden Arzt überzeugen, einen Termin zu organisieren. Ebenso die Immuntherapie. Jede der Spritzen musste bezahlt werden, für jede Behandlung musste das Personal bestochen werden. Die Familie der Schwester musste alles verkaufen, was sie hatte und Hilfe aus dem Ausland annehmen. Geholfen hat es nicht. Ninas Schwester ist der Krankheit erlegen.

Viele entfernte Verwandte leben heute in Deutschland. Ein Segen für Familie Tschemodanova, denn sie erhalten regelmäßig Hilfe von hier. Vor vielen Jahren noch in Form von Care-Paketen, inzwischen nur noch in finanzieller Form. Ukraine gilt als sicheres Herkunftsland, zumindest wenn es um Asylanträge geht. DHL sieht dies nicht ganz so, denn DHL liefert keine Pakete in die Ostukraine. Das ist nicht sicher genug. Pakete müssen also erst nach Russland geschickt und von dort von privaten Kurierunternehmen in die Ostukraine gebracht werden. Das kostet knapp 50 Euro pro Paket und dauert fast einen Monat. Die Hilfe ist bitter nötig. Jegors Einschulung zum Beispiel kostete fast zwei Monatslöhne. Sportkleidung, Schulranzen, Materialien. Dinge, die zwar zu kriegen sind, aber horrende Summen kosten. Zu viel für eine alleinerziehende Mutter und die Rente von Nina. Wenn die denn ausgezahlt wird. Der Staat hat zwar eine neue Steuer eingeführt, um den Bürgerkrieg zu finanzieren, aber vergisst hin und wieder mal die Renten zu überweisen. Gerade, als der Bürgerkrieg 2013 ausbrach, gab es 3 Monate am Stück keine. Ein Überleben ohne Hilfe ist nur schwer denkbar.

POLITIKVERDROSSENHEIT AUF EINEM NEUEN LEVEL

Wenn man Nina nach Politik fragt, erlebt man Resignation auf einer ganz neuen Ebene. Das ukrainische Volk wird seit Jahrzehnten vernachlässigt, gemolken und belogen. »Die Einzigen, denen es besser ging, waren die an der Spitze.« Viele Spitzenpolitiker in der Ukraine waren und sind Milliardäre. Nina erzählt von vielen Straßenkontrollen durch russische Soldaten. Sie erzählt aber auch von Soldaten, die polnisch oder englisch gesprochen haben. Eines Tages erzählte sie bei einem Skype-Telefonat, wie ein Panzer durch die Straßen fuhr und auf der Kreuzung anhielt.

»Die Luke ging auf«, erzählt sie lachend, »und ein Afrikaner guckte raus«.

Ihre Erheiterung und Überraschung zeigt, wie selten dunkelhäutige in der Ukraine sind.

Der Euromaidan in Kiew war 700 Kilometer weit weg. Nur wenige reisten dorthin, um an den Protesten teilzunehmen. Die, die dennoch dort waren, berichteten von Unbekannten an sämtlichen Zugängen zum Maidan, welche an alle Teilnehmer Geld verteilten. Auch die meisten Ukrainer fragen sich, wer in ihrem Land eigentlich gegen wen kämpft. Offen gesagt wird es nirgendwo. Es ist aber nicht allein die ukrainische Regierung.

LEBEN IN DEN TAG HINEIN

All diese Umstände führen zu einem besonderen Lebensgefühl. Stetig steigende Preise und Kriegsgetöse halten die Familien davon ab, die Zukunft zu planen. Es lohnt sich nicht, irgendwas zu sparen oder anzulegen. Und wer kann, der versucht sein Glück woanders. Und doch hört man sie oft lachen. Nina freut sich sehr über ihren Enkel und ist immer für einen Spaß zu haben. Sie hatte schon immer ein großes Herz und freut sich auch über Kleinigkeiten wie Eierfarben. Das sich bald etwas ändert, glaubt sie aber nicht. ⓜ

Bergarbeiter-Denkmal vor Zentrum von Ugledar

Marktplatz von Ugledar

REKRUTEN, URSELS PLAN UND KINDERSOLDATEN

TEXT: KATHARINA HOPPE

Sie wirbt mit Kameradschaft, Spitzenlöhnen, dem sinnstiftenden Dienst für die Gesellschaft – die ausgeblutete Bundeswehr. Doch keiner will ihr beitreten. Jetzt soll sich alles ändern. Vorhang auf für *Die Rekruten*.

Seit der Aussetzung der Wehrpflicht und des Zivildienstes am 1. Juli 2011 hat die Bundeswehr mit ihrem Personalbestand zu kämpfen. Während 2009 noch 37.000 Grundwehrdienstleistende sowie 25.000 freiwillige Wehrdienstleistende einberufen wurden, waren es 2016 nur noch 9.000 neue freiwillige Bewerber, die eine Karriere bei der Armee anstrebten. Die Ablehnung von Krieg und Militär popularisierte in den letzten Jahren zunehmend und äußert sich unter anderem in den Werbeverboten an Schulen oder der Zivilklauselbewegung von Universitäten.

Um der starken Regression des Personalbestandes und dem Status der Persona ingrata Einhalt zu gebieten, kündigte Bundesverteidigungsministerin Ursula von der Leyen 2014 an, die Attraktivität der Bundeswehr steigern zu wollen. Im Zuge dessen folgte ein Jahr später die Imagekampagne »Mach, was wirklich zählt«. 10,6 Millionen Euro wurden damals in Plakate, Postkarten, Kurzfilme und Radiospots investiert, die durch ihre provokanten Slogans für Aufmerksamkeit sorgten. Botschaften wie »Was sind schon 1000 Freunde im Netz gegen einen Kameraden?«, »Wir kämpfen auch dafür, dass du gegen uns sein kannst«, oder »Krisenherde löschst du nicht mit Abwarten und Teetrinken.« riefen viel Kritik hervor. In Berlin tauchten unter anderem nahe des Verteidigungsministeriums Nachahmungen der Werbeplakate an Bushaltestellen auf, die verkündeten: »Keine Ahnung von nix? Kein Problem! Wir nehmen auch Arschlöcher!« oder »Ausbeutung gemeinsam verteidigen. Ihre Bundeswehr«.

Auch die im November 2016 gestartete Webserie mit dem dramatischen Titel *Die Rekruten* erntet Spott. Täglich werden fünfminütige Videos veröffentlicht, die den Alltag der dreimonatigen Grundausbildung von 12 Rekruten begleiten.

Die Videos sollen durch die Nähe zu den Auszubildenden möglichst authentisch wirken. Unterstützt wird dieser Eindruck durch verwackelte Bilder und einen pixeligen Daily Vlog-Look. Hierbei stellt sich schnell die Frage, wo die 8 Millionen Euro geblieben sind, die für die neue Image-Kampagne bereitgestellt wurden. Allein 6,2 Millionen Euro dienen laut Verteidigungsministerium der Bewerbung der Serie durch verschiedenste Print- und Onlinemedien, während die Produktion an sich mit 1,7 Millionen Euro unterstützt wird. Diese geht allerdings so billig von statten, dass die rein rechnerischen 19.000 Euro pro Folge mehr als unverhältnismäßig einzuschätzen sind. Die Filme werden hunderttausende Male geklickt, teilweise über 1 Millionen Aufrufe sind zu verzeichnen. Einige Videos landeten sogar in den YouTube-Charts. Wobei hier an einigen Stellen der Erkauf der Position unterstellt wird. Tatsache ist, dass die Werbe-Maßnahme polarisiert. Doch ob die Darstellung nun werbend oder abschreckend wirkt, ist individuell unterschiedlich.

Zunächst fühlte ich mich ins Nachmittagsprogramm von RTL2 versetzt, da die wenigsten Protagonisten anständige Sätze zustande bringen können. Als beispielsweise der Vater der Rekrutin Julia sie fragt, wie sie denn über die Tatsache denke, zur Bundeswehr zu gehen, antwortet diese: »Ich bin eigentlich ganz optimistisch darüber.« Der Eindruck, nicht die hellste Kerze vor sich zu haben, verstärkt sich, als sie fast anfangen muss zu weinen, als sie ihre Piercings entfernen muss. Denn das war natürlich nicht vorhersehbar. Später hat sie sich etwas beruhigt und befindet stolz: »Camouflage strahlt irgendwie Respekt aus.«

Dann gibt es noch den 18-jährigen Jerome, von den Cuttern treffend zum »Checker« getauft. Überhaupt scheinen die Cutter am meisten Spaß an der Serie zu haben, da sie sich durchgehend über die Darsteller lustig machen, Kreise um Köpfe malen und nicht sonderlich intelligente Aussagen in Zeitlupe wiederholen lassen. Jerome läuft größtenteils oberkörperfrei herum, bezeichnet seinen Schweiß liebevoll als »Aphrodisiakum«, entwickelt eine Leidenschaft zum Vorstellen seines jeweiligen »Outfit of the Day« und reißt einen Spruch nach dem anderen.

» DAS WICHTIGSTE IST, DASS ES GUT AUSSIEHT «

So folgert er fröhlich: »Es regnet, sprich, es ist relativ kalt.« Genau, Jerome. Als dann der Ausbilder beim Vorführen der pinguinähnlichen Grundstellung erklärt, kein »Jo« oder Ähnliches hören zu wollen, bricht dem ohnehin schon überforderten Checker der Schweiß aus.

Je tiefer ich mich in die anspruchsvolle Materie wage, desto mehr keimt in mir die Frage auf, welche Kriterien die Bundeswehr für die Hauptdarsteller der Serie aufgestellt hat. Das Image, jeden zum Bund zu lassen, werden sie auf diese Weise zumindest nicht los. Insbesondere, wenn Szenen zwecks Unterhaltung nicht rausgeschnitten werden, in denen gefragt wird, was eine Armlänge sei.

» KRISENHERDE LÖSCHST DU NICHT MIT ABWARTEN UND TEETRINKEN «

Am Ende der ersten Woche sind noch 80 der 86 Angereisten vor Ort, was laut den Ausbildern, deren Lieblingsfloskel »et cetera« zu sein scheint, keine Seltenheit ist. Mir kommt der Gedanke, dass dieser Auszubildenden-Schwund der ohnehin schon niedrigen Bewerberzahl durch den dokumentationsartigen Stil verringert werden könnte. In den Videos wird deutlich, dass die Ausbildung enorme körperliche Anstrengungen sowie ein hohes Maß an Disziplin und Gehorsam voraussetzt. Wenn man nicht glattrasiert, die Kapuze nicht gerichtet, oder die Wasserflasche ungefüllt ist; wenn das Namensschild fehlt und die Schuhe ungeputzt sind, so hat man bei der Bundeswehr den Fehler zu korrigieren. »Das Wichtigste ist, dass es gut aussieht.«, erklärt ein Ausbilder. Die Rekruten werden nach Größe sortiert aufgestellt. »Das sieht halt sonst nicht schön aus!«

Interessierte können sich durch *Die Rekruten* durchaus ein Bild von ihrer potentiellen Arbeitsstelle machen. Dem Zuschauer sollte nur im Bewusstsein bleiben, dass der Alltag der Ausbildung aus mehr als nur einem Zusammenschnitt von fünf Minuten besteht, und, dass trotz dem Schein der Authentizität durchaus Informationen und Sachverhalte weggelassen oder abgeschwächt präsentiert werden können.

Zu guter Letzt sollen die Filme als Werbemaßnahme dienen und die positiven Seiten der Ausbildung wie die hoch angepriesene Kameradschaft beleuchten. Gerade hier sehen viele eine Gefahr, da die Serie auch von jüngeren Zuschauern verfolgt wird, die sich der Manipulation, der sie unterliegen, möglicherweise nicht bewusst sind.

Denn der Adressat der Werbekampagne ist offenkundig die heranwachsende Generation. Das Rekrutierungsalter in Deutschland liegt mit 17 Jahren unter der Volljährigkeit. Damit ist es eines der wenigen Länder, das sich der Empfehlung der UN-Kinderrechtskonvention für ein Mindestalter von 18 Jahren widersetzt und demnach Kindersoldaten beschäftigt. Nachweislich fällt es den 17-jährigen Menschen im Vergleich zu Erwachsenen schwerer, Risiken richtig abzuschätzen. Doch diese Altersgruppe ist von enormer Wichtigkeit für die verzweifelt um Nachwuchs buhlende Armee. Gerade hier fanden die Werbemaßnahmen Anklang, sodass seit der Aussetzung der Wehrpflicht die Anzahl der minderjährigen Rekruten von 689 auf 1576 pro Jahr anstieg. Im Hinblick auf das große Ziel, mindestens 20.000 Soldaten jährlich unter Vertrag zu nehmen, ist diese kleine, steigende Zahl von großer Bedeutung. Sollte jedoch der allgemeine Rückgang an Bewerberzahlen weiter anhalten, so ist die Wiedereinführung der Wehrpflicht nicht auszuschließen. Schon seit 2013 werden Stimmen laut, die das Freiwilligenkonzept für gescheitert erklären. Denn eines sollte nicht vergessen werden:

Nach Artikel 12a Absatz (1) des Grundgesetzes können »Männer [...] vom vollendeten achtzehnten Lebensjahr an zum Dienst in den Streitkräften, im Bundesgrenzschutz oder in einem Zivilschutzverband verpflichtet werden.« Die Wehrpflicht ist also für den Moment nur ausgesetzt, nicht abgeschafft. ⓜ

» CAMOUFLAGE STRAHLT IRGENDWIE RESPEKT AUS «

6 STUNDEN ARBEITSTAG – NUR EIN TRAUM?

Text: Jenny Röttger

Zwei Stunden weniger pro Tag arbeiten und das bei vollem Lohn? Was für uns beinahe wie ein Märchen klingt, ist in Schweden bereits Realität. Zumindest startete das skandinavische Land vergangenen Herbst einen ersten Versuch.

Der 6-Stunden-Arbeitstag ist im Prinzip keine neue Erfindung. Wieso aber konnte sich das System bislang nicht durchsetzen? Und wie läuft das Experiment in Schweden bis dato? Der 8-Stunden-Arbeitstag, wie wir ihn heute nennen, wurde in Deutschland im Jahr 1918 eingeführt. Allerdings schätzen Experten, dass die deutschen Arbeitnehmer tatsächlich durchschnittlich 41,5 Stunden in der Woche arbeiten, je nach Branche sogar deutlich mehr. Der Philosoph Bertrand Russel schrieb hingegen bereits 1932, dass aufgrund des technologischen Fortschritts die wöchentliche Arbeitszeit in der Industrie schon bald auf 20 Stunden gesenkt werden könnte, unter der Voraussetzung einer guten Organisation und Kommunikation. Der 6-Stunden-Tag ist nicht das erste Experiment dieser Art in Schweden. Seit einigen Jahren probieren Seniorenheime, Kliniken und Konzerne aus, ob eine geringere Wochenarbeitslast die Angestellten weniger häufig krank werden lässt. Die Tests sorgten weltweit für Schlagzeilen. Amerikaner, Chinesen, Australier, Deutsche: alle wollten wissen, wie und vor allem ob das System funktioniert. Die deutsche Familienministerin Manuela Schwesig forderte bei ihrem Amtsantritt eine Familien-Vollzeit bei 32 Wochenstunden mit gleichbleibender Bezahlung. Auch in Österreich sollte der 6-Stunden-Arbeitstag bereits bekannt sein, schließlich wurde er hier lange Zeit in Spitälern praktiziert. Doch scheinbar haben Politik und Arbeitgeber für solche Ideen kein Ohr. Dabei gäbe es durch die flächendeckende Einführung des 6-Stunden-Arbeitstages doch viele offensichtliche Vorteile und das nicht nur für die Arbeitnehmer: eine ausgeglichene Work-Life-Balance, höhere Konzentrationsfähigkeit, Schonung der Gesundheit, Steigerung der Motivation und bessere Leistungsfähigkeit.

Die Frage ist jedoch, ob die Vorteile des 6-Stunden-Arbeitstages überwiegen. Oder leiden die europäischen Länder einfach an der Angst, durch kürzere Arbeitszeiten nicht mehr mit schnell wachsenden Industrienationen wie den BRIC-Staaten mithalten zu können?

BEWÄHRUNGSPROBE

Tatsächlich liefern die Experimente in Schweden geteilte Ergebnisse: Auf der einen Seite seien Arbeitgeber wie Angestellte weniger ausgebrannt, wenn sie nach Hause gehen, und hätten noch Energiereserven für das Privatleben und die Familie übrig. Der CEO des schwedischen Unternehmens »Filimundus«, Linus Feldt, lässt in einem Interview verlauten, dass er seit der Umstellung auf den 6-Stunden-Arbeitstag im Jahr 2014 keine Veränderungen hinsichtlich der Produktivität in seinem Unternehmen feststellen könne. Im Gegenteil: Er erlebe die Mitarbeiter fokussierter und produktiver, so Feldt weiter. Seiner Meinung nach kann das Konzept 6-Stunden-Arbeitstag durchaus funktionieren, wenn die Arbeitnehmer sich dementsprechend in ihren Gewohnheiten umstellen. Denn, mal ehrlich, wer ist schon acht Stunden lang hoch produktiv? Viele Mitarbeiter erreichen irgendwann im Laufe des Arbeitstages ihre Energiegrenze und beschäftigen sich dann mit Kaffeetrinken oder surfen im Internet. Eine vollkommen menschliche Verhaltensweise.

Andere Projekte lieferten andere Ergebnisse: In einem Göteborger Altenheim wurde die Stundenzahl ebenfalls auf sechs Stunden pro Tag reduziert. Doch die Krankheitstage der Mitarbeiter reduzierten sich lediglich um 0,6 Prozent. Die 6-Stunden-Mitarbeiter waren um 20 Prozent zufriedener, ein Wert, der mit Vorsicht zu genießen ist. Die Zufriedenheit konnte nur bedingt gemessen werden, da Vergleichswerte vor dem Start des Projekts fehlten. Also wurden die Antworten der Angestellten mit denen anderer Einrichtungen verglichen. Doch die Kosten waren enorm: Das Projekt hat anderthalb Millionen Euro verschlungen. Das Geld wurde zur Einstellung neuer Mitarbeiter genutzt, um die Lücken im Dienstplan zu schließen. Insgesamt soll das Testprojekt zwei Jahre laufen, verlängert werden soll es nach diesen Ergebnissen aber nicht.

ZWEI STUNDEN ZU WENIG

Das Problem ist demnach nicht der 6-Stunden-Tag: Die Komplexität, Schnelligkeit und Masse der Anforderungen an einen Mitarbeiter ergeben ein zeitliches Problem: E-Mails checken, Meetings, Telefonate, dazu

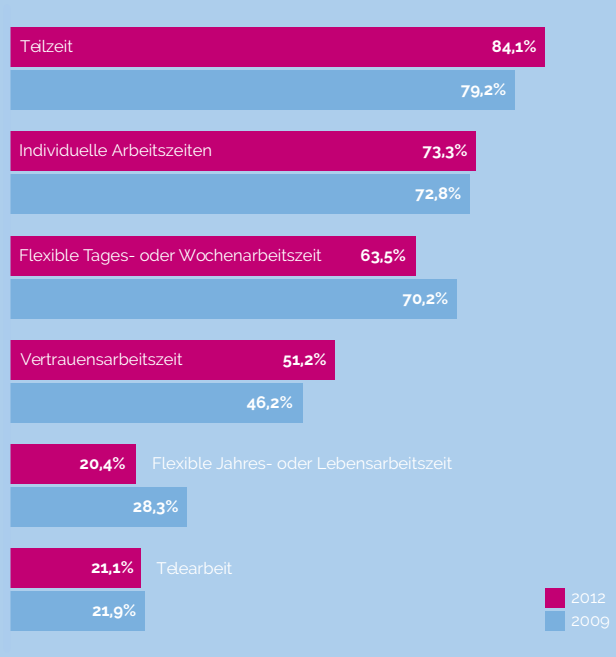
noch sehr viel rein Organisatorisches und zahlreiche weitere Aufgaben die vielleicht weniger wichtig sind, aber Zeit kosten, fordern ihren Tribut. Mehr Zeit als sechs Stunden pro Tag. Wie das Göteborger-Projekt zeigt, müssen diese Aufgaben in gleichem Umfang erledigt werden. Das musste in diesem Beispiel durch zusätzliche Arbeitskräfte kompensiert werden. Ohne eine Reduzierung der Aufgaben und eine damit einhergehende Neuorganisation bringt der 6-Stunden-Tag für die Mitarbeiter sogar mehr Stress oder erfordert zusätzlich mehr Mitarbeiter.

Das Fazit: Würden wir es schaffen, die Komplexität der Arbeitswelt und das Multitasking zu reduzieren, sowie den Arbeitsalltag neu organisieren, wäre der 6-Stunden-Arbeitstag ein durchaus funktionierendes Konzept. In der Theorie ist der 6-Stunden-Arbeitstag umsetzbar. In der Praxis jedoch erscheint er bislang utopisch. Die notwendigen Veränderungen in den Prozessen und Strukturen der Unternehmen sowie im routinierten Arbeitsalltag der Mitarbeiter sind momentan noch sehr groß und vor allem teuer. Stattdessen geht der Trend aber vom 8-Stunden-Tag zur ständigen Erreichbarkeit – auch in der Freizeit. Ob dies nun aber dazu führt, dass Mitarbeiter tatsächlich weniger Zeit im Büro verbringen oder ob sie effektiv nicht eigentlich noch weniger Freizeit haben, ist fraglich. Vielleicht schaffen es die Vorreiter aus Schweden, europäische Politiker und Arbeitgeber von den zahlreichen Vorteilen des 6-Stunden-Tages zu überzeugen und es findet ein Umdenken statt. Spannend bleibt es. (m)

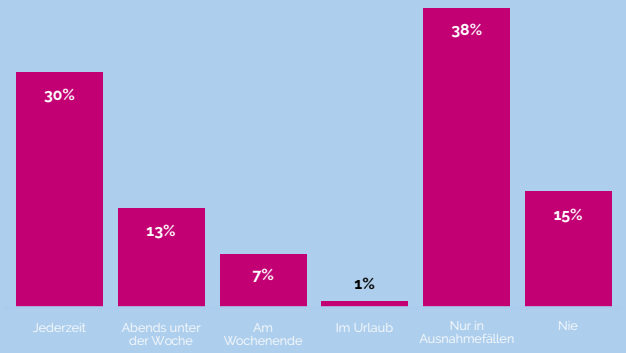
DER ARBEITSALLTAG

Wie flexibel sind die Deutschen Unternehmen wirklich, wenn es um alternative Arbeitszeitmodelle, vor allem für Familien, geht? Die Arbeit in Teilzeit ist mittlerweile fast überall möglich, das immer beliebter werdende Home Office aber etwa nur bei knapp jedem fünften deutschen Arbeitgeber.
Was die Flexibilität der Arbeitnehmer wiederum angeht, so scheinen die Unternehmen relativ viel zu erwarten. So gab jeder dritte Arbeitnehmer laut Umfrage an, auch außerhalb der regulären Arbeitszeit jederzeit erreichbar zu sein.

Anteil der deutschen Unternehmen. die diese Arbeitszeitmodelle anbieten. (Quelle: Statista/IW Köln 2015)



Wie oft deutsche Arbeitnehmer außerhalb der regulären Arbeitszeit für berufliche Angelegenheiten erreichbar sind. (Quelle: Statista 2016)



Schulisch schlau, **lebhaft dumm…**

Text: Philipp Deichmann

Mit frei verfügbaren Unterrichtsmaterialien versucht die Hans-Böckler-Stiftung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für mehr politische Bildung und Berufsvorbereitung in Schulen zu sorgen. Ein Thema der Ausgabe: Mitbestimmung in der Wirtschaft.

Vor 150 Jahren suchten deutsche Arbeiter vergeblich nach Gewerkschaften. Sie waren der Industrie schonungslos ausgesetzt und konnten mit ihrem Lohn kaum ihre Familie ernähren und sich ein Dach über dem Kopf finanzieren. Der Staat ließ die Arbeiter mit ihrem Elend im Stich, denn die bedeutendsten Unterstützer des Kaiserreichs fanden sich auf Seiten der Arbeitgeber. Mit den sogenannten Sozialistengesetzen wurden darüber hinaus diejenigen bekämpft, die für die Machtverteilung im Kaiserreich gefährlich werden konnten. Damit gerieten auch Gewerkschaften ins Visier. Doch das Verbot gegen derlei Zusammenschlüsse und die Gefahr heftiger Sanktionen hinderte die Arbeiter nicht daran, im Untergrund Verbindungen und Organisationen herzustellen, die der Staat auf Dauer nicht lange unterdrücken konnte. Das Verbot gegen Gewerkschaften wurde aufgehoben und die Arbeitnehmerverbände konnten verbesserte Arbeitsbedingungen für ihre Mitglieder erwirken. Heute stehen Gewerkschaftsvertreter in den Fußgängerzonen und versuchen vergeblich, Kontakt zu Passanten herzustellen. Viele machen einen großen Bogen, erhöhen das Schritttempo oder richten den Blick in eine andere Richtung, wenn sie einem solchen Stand begegnen.

Auf die Teilnahme an einem Streik können heute nur noch die wenigsten zurückschauen.

Doch woher kommt das veränderte Bild, das wir von Gewerkschaften haben? Eine Möglichkeit für die Veränderung könnte mangelnde Information und Interesse für die Arbeitnehmerverbände und ihr Wirken sein. Weiß denn heutzutage jeder, dass ver.di auf dem Pavillion der Gewerkschaftsvertreter für vereinte Dienstleistungsgesellschaft steht und sich diese Menschen für bessere Arbeitsbedingungen für Arbeitnehmer in der Dienstleistungsbranche einsetzen wollen?

In deutschen Schulen erfahren das jedenfalls nur die wenigsten Schüler. Man hört die Kritik häufig, dass die geltenden Lehrpläne die jungen Menschen nur unzureichend auf das spätere Leben vorbereiten.

Diesem Problem möchte die Hans-Böckler-Stiftung nun entgegentreten. Das Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) hat kürzlich Unterrichtsmaterialien zur Thematik veröffentlicht, die Lehrenden einen Anreiz bieten soll, Gewerkschaften und ihre Arbeit zum Gegenstand ihrer Unterrichtsstunde zu machen. Auf 65 Seiten werden dabei unter anderem die beiden Grundpositionen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber dargestellt und aufgezeigt, welche Interessen beide Parteien haben. Befürworter und Gegensprecher zur Mitbestimmung im Wirtschaftssektor kommen in dem Unterrichtsheft zu Wort, sollen Diskussionen in Gang bringen und die Bildung einer eigenen Meinung fördern. So finden sich drastische Aussagen wie

»Mitbestimmung ist ein Angriff auf das Eigentum«

von Hanns Martin Schleyer gegenüber von Worten Erich Ollenhauers, der «die Mitbestimmung als Forderung nach Ausweitung der Demokratie auf dem Gebiet der Wirtschaft.« bezeichnete. Auch die Geschichte der Gewerkschaften, die verschiedenen Verbandsprinzipien und die gegenwärtige Rechtssituation bezüglich des Arbeitnehmerschutzes werden behandelt und die Schüler über ihre späteren Rechte in Betrieben aufgeklärt. Zur Vermittlung der Information liefert die Stiftung in ihrem Unterrichtsheft die pädagogischen Methoden gleich mit und versucht so, mit Diskussionen, Rollenspielen, Wissens-Slams, Karikaturen, Diagrammen, Stimmungsthermometern und einigen anderen Methoden für einen lebhaften Unterricht zu sorgen. Aufgrund der Komplexität der Thematik empfiehlt die Stiftung den Einsatz der Unterrichtsmaterialien ab der neunten Klasse.

Vielleicht gibt es Leute, die die Stiftung für ihren Vorstoß kritisieren und den Vorwurf erheben, dass sie Eigenwerbung bei denen betreiben, die noch stark beeinflussbar sind. Doch wer sich dieser Meinung anschließt, verkennt dabei, dass die Unterrichtsmaterialien auf einen ausgeglichenen, deliberativen Prozess der Meinungsbildung abzielen und keinen vorgefertigten Standpunkt liefern. Vielmehr handelt es sich bei den Materialien um einen Versuch, für mehr politische Bildung und eine bessere Vorbereitung der jungen Menschen auf das spätere Leben zu sorgen. Gerade vor dem Hintergrund der jüngsten politischen Entgleisungen scheint die Investition in die politische Bildung daher als ein richtiger und längst überfälliger Schritt.

KURZNACHRICHTEN FEBRUAR

Alle Jahre wieder: Namensdebatte der Universität

Aaron Jeuther

Vor dem Hintergrund der anstehenden Entscheidung des Senats in der »Namensfrage« der Universität fand am 11. Januar eine hochschulöffentliche Diskussionsveranstaltung statt, die als »Informationsveranstaltung« für Senatorinnen und Senatoren gedacht war. Zwei Professoren hielten ein jeweils etwa halbstündiges Plädoyer für (Micha Werner) und gegen (Joachim Lege) die Änderung des Namens der »Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald«. Anschließend durften sich die übrigen der schätzungsweise 200 Anwesenden zu Wort melden.

Micha Werner argumentierte, man solle sich doch auf den »kleinsten gemeinsamen Nenner« verständigen, der da wäre, den Namenspatron zu streichen und beim unstrittigen »Universität Greifswald« zu verbleiben. Außerdem, so Werner, sei die Debatte von einer Asymmetrie durchzogen. Die »Arndt-Ablehner« würden aufgrund des von ihnen ausgemachten Widerspruches der historischen Figur Arndt mit dem normativen Selbstverständnis der Universität mehr unter der Beibehaltung leiden als die »Arndt-Befürworter«, die die gemeinhin akzeptierte Bezeichnung »Universität Greifswald« einfach gerne um den Namenspatron ergänzt sähen, durch die Ablegung des Namens.

Joachim Lege, der recht polemisch und persönlich zu Werke ging, sah indes in der ganzen Angelegenheit ein einziges Machtspiel der »Arndt-Ablehner«, denen es gar nicht mehr um die Sache an sich, also um Arndt, gehe, sondern um symbolische Imagepolierung nach der Promotion eines als »Volksverhetzer« verurteilten Juristen an der Universität. Weiterhin führte Lege die »Lüge vom perfekten Helden an«. Helden – und damit auch Patrone – seien auch nur menschlich und damit fehlbar. Infolgedessen müsse man aufhören, die Nazis unser Denken bestimmen zu lassen, sondern sich auch auf die Errungenschaften Arndts besinnen.

Die anschließende Debatte war geprägt von Polemik und Schuldzuweisung auf der einen sowie von bekannten und neuen Argumenten auf der anderen Seite.

Mit Qual zur Wahl

Veronika Wehner

Bei Debatten in sozialen Medien bekommt man den überwältigenden Eindruck, dass die Studierenden in Greifswald mit der Hochschulpolitik überaus unzufrieden sind. Was folgt als Konsequenz? Die Frage, ob sich die Unzufriedenen einbringen oder abschalten. Vom 9.1. bis zum 13.1. fanden die Gremienwahlen statt. Obwohl die offiziellen Wahlergebnisse zum Senat erst nach Redaktionsschluss bekannt gegeben werden, zeigt ein erstes Ergebnis eine Wahlbeteiligung von 8,2 Prozent. Bisher sieht es so aus, dass Uniweit sechs der insgesamt zwölf Sitzen für die Studierendenschaft im Senat ergattern konnte, gefolgt von der Solidarischen Liste mit vier Sitzen sowie der Liberalen Liste und die PARTEI & Freunde mit jeweils einem Sitz.

Bei den Wahlen zu den Fakultätsräten ist die Wahlbeteiligung ähnlich gering. Spitzenreiter sind die Universitätsmediziner mit 9,8 Prozent ohne konkurrierende Listen und die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät mit ebenfalls 9,8 Prozent Wahlbeteiligung. Hier hat die PARTEI & Freunde den einzigen Platz bei den Fakultätsräten, die anderen drei Sitze gehen an MatNatStudenten.

Im Fakultätsrat für die Philosophische Fakultät wurden drei Personen von der Solidarischen Universität und einer von Uniweit mit einer Wahlbeteiligung von immerhin noch 8,2 Prozent gewählt. Trauriger Tiefpunkt ist die Rechts-und Staatswissenschaftliche Fakultät mit nur 5,5 Prozent Wahlbeteiligung. Beide Sitze gehen hier an Uniweit.

Und dann gab es ja auch noch die Wahl für das Studentenparlament, bei der 25 Kandidaten für 27 Sitze angetreten sind. Immerhin haben hier 13,3 Prozent der Wahlberechtigten teilgenommen.

Die Kandidatenauswahl bei den Fachschaftsräten sah oft ähnlich desaströs aus, dafür variiert hier die Bereitschaft zur Wahl deutlich. Ganz hinten liegen hier die Wirtschaftswissenschaften mit 9,0 Prozent, gefolgt von Geologie (10,7 Prozent). Fleißiger waren hier die Psychologen (26,6 Prozent) und mit stolzen 36,2 Prozent die Musik!

Ein Telefon ist… anscheinend doch nicht nur ein Telefon!

Lukas Thiel

Jeder kennt sie, jeder weiß, was man damit machen kann: Telefone. Wer mit offenen Augen durch die Universität läuft, könnte gesehen haben, dass auch diese staatliche Einrichtung eine Vielzahl an Telefonen besitzt. Nimmt man es genauer, haben Uni und Medizin zusammen mehrere tausend Nebenstellen im Einsatz.

Zum 01.04.2017 ändert die Universität ihre Einwahlnummer. Das heißt, dass alle Nummern, die momentan bis 86- beginnen, dann mit 420- beginnen. Alle, außer die der Universitätsmedizin. Die nämlich behält die alte 86-Einwahl.

Universität und Medizin haben nach Informationen des Rechenzentrums völlig andere Ansprüche an eine Telefonanlage. Hierbei steht vor allem im Vordergrund, dass die Uni stets bemüht ist, aktuelle Funktionen für Telefone möglichst zeitnah nutzen zu können. Das geht einher mit der stetigen Aktualisierung des Systems, die notgedrungen zu kurzen Ausfallszeiten führen kann (bei einer Verfügbarkeitsrate von 99,99% im Jahr macht das nur 52 Minuten!). Diese 52 Minuten können in der Medizin aber schon ein Menschenleben kosten, wenn Notärzte und Versorgungsteam nicht gerufen werden können, daher wechselt die Uni nun die Anlage und beide Systeme werden voneinander getrennt.

Bis zum 01.10.2017 könnt ihr die alten Nummern der Uni noch benutzen. Ab dann werden die Weiterleitungen abgestellt und es wird eine Ansage zu hören sein. Ab dem 01.01.2018 könnte es dann sein, dass ihr die alte Nummer des Studierendensekretariates wählt und plötzlich bei einer Herz-OP anruft. Ändert also bei Gelegenheit zum 01.04.2017 die Telefonnummern in den Adressbüchern!

Rektorin wiedergewählt

Magnus Schult

Die Rektorin der Universität Greifswald wird immer für eine Amtszeit von vier Jahren gewählt. 2016 musste deswegen wieder neu gewählt werden, 2012 löste Prof. Weber den damaligen Rektor Westermann ab. Ob sie für eine zweite Amtszeit antreten würde, war lange unklar. Kurz vor Ende der Bewerbungsfrist stand dann aber fest, dass sie wieder antritt, im Senat hieß es noch lange Zeit, dass sie aus familiären Gründen nicht mehr antreten würde. Andere Bewerbungen von externen Bewerberinnen wurden daraufhin zurückgezogen; bei der Kandidierendenvorstellung trat nur Prof. Weber auf.

Das Interesse der Hochschulöffentlichkeit hielt sich diesmal in Grenzen, bei ihrer ersten Bewerbung war das noch anders. Dementsprechend kurz fiel die Fragerunde zu den Zielen von Prof. Weber in ihrer zweiten Amtszeit aus. Knapp einen Monat nach dieser Vorstellung sollte dann auch die Wahl stattfinden. Mit 25 Ja-Stimmen, 6 Nein-Stimmen und 5 Enthaltungen wurde sie erneut vom erweiterten Senat gewählt. Wie ihr Vorgänger Prof. Westermann war Prof. Weber vor ihrer Amtszeit als Psychologin an der Universität Greifswald tätig, sie leitete den Lehrstuhl für Differentielle und Persönlichkeitspsychologie/Psychologische Diagnostik.

ÜBER DEN WOLKEN

Text: Jonathan Dehn

»Vom Himmel hoch, da komm ich her« hieß es noch zur Weihnachtszeit in den vorlesungsfreien Tagen. Doch in Zeiten des Cloud-Computing, in denen demokratische Entscheidungen im Netz getroffen werden können, bekommt dieser Satz noch eine ganz andere Bedeutung. Müssten es nicht heutzutage Dateien sein, die ihren Weg hernieder von der Cloud auf unseren Heimrechner finden?!

Und irgendwann, wenn man nur lange genug nachdenkt, um sich von den Schrecken der 2016'ner Jahresrückblicke zu erholen, kommt man unweigerlich zu der viel interessanteren Frage: was ist eigentlich über beziehungsweise hinter den Wolken? Satelliten, die das Internet bereitstellen; Drohnen, die uns überwachen; Weltraumschrott, der schön als Meteorit in der Atmosphäre verglüht oder einfach nur grenzenlose Freiheit?

Doch bevor die Lösung zum Greifen naheliegt, die Antwort auf die Frage nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest sich einen Weg in dein von Silvesterfeinstaub getrübtes Gemüt bahnt, ziehen die düsteren Wolken der Prüfungsangst herauf. Da war doch noch was! Die Zeit nach den viel zu kurzen vorlesungsfreien Tagen ...

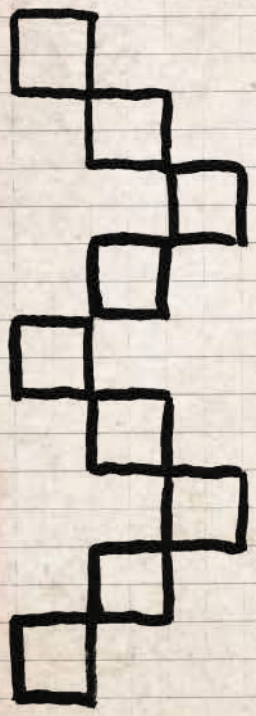
Und schon wieder beginnt das Gehirn zu rattern – immer neue Aufgaben flattern über die social-media Plattformen deines Misstrauens auf dich herein. Du überlegst schon einen Streik, wie die damaligen Gewerkschaften, zu initiieren und suchst für Plan B im Netz nach einem Krematorium in deiner Nähe ...

... bis dir ein Internetartikel in den unendlichen Weiten des Netzes begegnet: et kölsche Jrundjesetz. Beste Lektüre zur Prokrastination vor den Prüfungen und Vorbereitung auf den Fasching, welcher auch in Bälde ansteht.

Ein Blick in den blauen Himmel mit seinen phantasieanregenden weißen Begleitern bestätigt das Anti-Stress-Gesetz: Mer muss sisch och jet jünne könne!

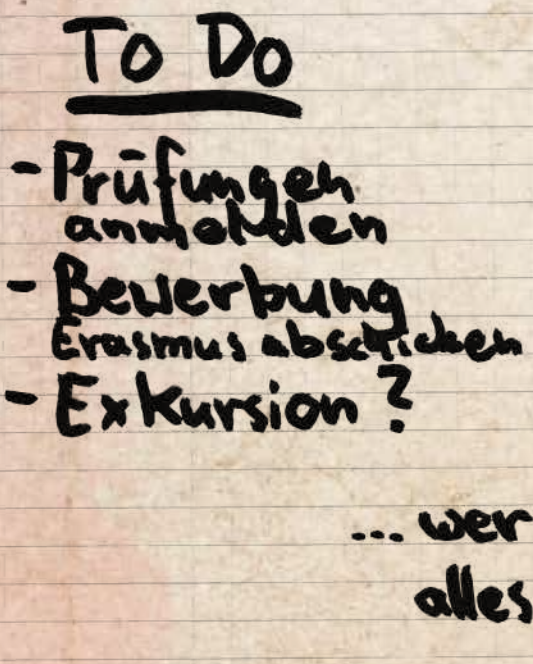
KEINE ZEIT FÜR STRESS

Text: Klara Köhler | Grafiken: Jonathan Dehn



Seit vier Wochen nehme ich mir vor, alles zum Thema Stress und Prüfungsdruck zu recherchieren. Stattdessen habe ich Weihnachtsgeschenke gekauft und gebastelt, meine Wohnung für die GEZ-Gebühren angemeldet, das Badezimmer von Schimmel befreit, bin endlich in den Baumarkt gefahren und habe einen neuen Duschschlauch gekauft und alle neuen Folgen Gilmore Girls geguckt. Doch die meiste Zeit schwirrte mir genau dieser Artikel im Hinterkopf rum.

Das Phänomen der Prokrastination kennen sicher die meisten von euch, umgangssprachlich auch als »Studentensyndrom« bezeichnet. Nur 1,5 Prozent der Studierendenschaft geben an, nie etwas aufzuschieben. Bei meinen Recherchen habe ich gelernt, dass Prokrastination tatsächlich ein Problem der Selbststeuerung ist und nicht nur reine Faulheit. Auf einer Seite gibt es einen Link zu einem Selbsttest: wie stark ist man selber betroffen? Natürlich sofort raufgeklickt, geschätzte Aufwandszeit 30 Minuten. Dann kann ich wohl erst in 30 Minuten weiterarbeiten, nicht so schlimm. Einige Fragen kamen mir sehr vertraut vor: »Wie sehr haben Sie einen regelrechten Hass auf die Aufgabe empfunden« oder »Wie oft haben Sie sich gefragt, ob es überhaupt richtig war, sich mit solchen Tätigkeiten zu befassen bzw. so ein Projekt anzufangen«. Genau, wie konnte ich das Projekt Studium nur anfangen. Mit meinen 75% an »Allgemeiner Aufschiebetendenz« lag ich ziemlich gut im Durchschnitt. Ab 85% kommt es häufiger vor, dass Probanden sich Hilfe gesucht haben.



STRESS AUFSCHIEBEN?

Auch wenn es den meisten bewusst ist, dass Aufschieben meistens nur Ärger bringt, tun wir es doch immer wieder gerne und freuen uns dann für kurze Zeit über eine geputzte Wohnung oder Ähnliches. Dadurch, dass eine wenig attraktive Aufgabe für kurze Zeit wegfällt, fallen somit auch die negativen Gefühle weg und die Alternativtätigkeit sorgt für ein gutes Gefühl. Es gibt genug Faktoren, die auf die Prokrastination einwirken, in etwa die mangelnde Zeitplanung, Konzentrationsschwierigkeiten oder Probleme in der Prioritätensetzung. Es ist viel zu einfach, sich während der Lernphasen ablenken zu lassen, der Laptop ist sowieso schon an und das Handy liegt meistens auch in der Nähe. Facebook, Jodel und Co. bieten immer eine angenehme Alternative. Und wenn mal während der Vorlesung der Akku alle sein sollte, bietet der Block noch genügend Platz für kleine to-do-Listen und Kritzeleien.

Neben den sachlichen Erklärungen des Phänomens findet man bei der Recherche auch genügend Tipps, die angeblich helfen sollen. Die Module haben so schöne Namen wie »Pünktlich Beginnen« oder »Realistisch Planen«. Für mich klingt das allerdings nicht sehr glaubwürdig, schließlich weiß ich selber, dass ich früher hätte anfangen sollen und der Zeitplan für die Prüfungsphasen hält meistens zwei Tage.

Alles, was sich mit dem Thema befasst, bringt mir eher ein schlechtes Gewissen, da ich genau weiß, dass ich auch diesen Januar nicht anfangen werde meinen Lerntag so zu strukturieren, dass ich am Ende zufrieden aufhören kann. Aufschieben endet bei den Meisten im Stress. Wenig Zeit, relativ hohe Ansprüche und eventuell geringes Vertrauen ins eigene Können sind keine gute Kombination. Es gibt auch die Lerngruppe der »Lifestyle-Aufschieber«, die ihrer Ansicht nach nur unter Druck wirklich lernen können. Doch trotz gut gemachter, in letzter Minute angefertigter Arbeit bleibt die Stressbelastung hoch.

WAS IST STRESS?

Stress besteht aus drei Komponenten: aus der Interaktion mit dem Reizumfeld, den Bewältigungsversuchen im Umgang mit der Situation und der Auslenkung aus der Balance körperlicher und psychischer Funktionen. Stress wird in dem Moment gesundheitsgefährdend, wenn die Bewältigungsversuche erfolglos bleiben und über einen längeren Zeitraum ein Ungleichgewicht herrscht. Das stressigste an der Arbeit an diesem Text waren eigentlich die Texte zum Thema Stress. Auf einmal hat man sich in jedem Satz wiedergefunden und etwas panisch überlegt, wie sehr einen das dann doch beeinflusst. Generell ist Stress die Belastung, die zur Anpassungsleistung zwingt, hervorgerufen zum Beispiel durch Zwang zur Entscheidung bei Unsicherheit, Arbeit unter Zeitdruck oder emotionale Belastung ohne Bewältigungsmöglichkeiten. Selbst bei den Stressfolgen im Tierreich kann man auf einmal Parallelen zum Uni-Leben ziehen. Der stressauslösende Faktor sind hier meistens Fressfeine, als Reaktion wird die Nahrungsaufnahme und das Reproduktionsverhalten zurückgestellt und die Folgen sind zurückgehende Populationsdichte und stressbedingter Tod hierarchisch niedrigerer Tiere. Wer also in einem Studiengang nicht mitkommt, fliegt raus.

Ein großes Problem ist, dass Stress in Kombination mit Hilflosigkeit und Angst oft in einer Depression endet.

TOP 10 Gründe zu prokrastinieren

I.

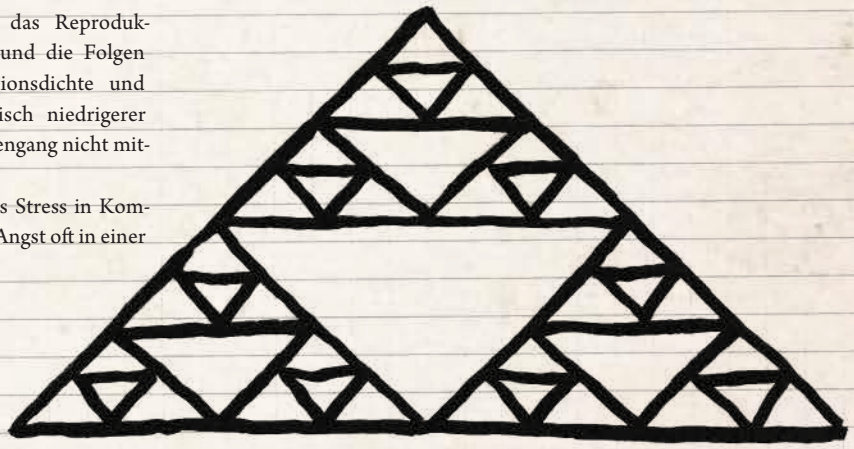
STRESS AN DER UNI

Früher war das Medizin- und Jurastudium besonders typisch für stressbedingte Verzweiflung, seit der Bologna-Reform mit der Umstellung auf das Bachelor-Master-System findet man dies in fast allen Studienrichtungen. Wie soll man es auch schaffen, das gesamte Studium in 6 Semestern erfolgreich abzuschließen, am besten noch mit einem Auslandssemester (macht sich immer gut im Lebenslauf) und womöglich noch einem Nebenjob (irgendwie will das Ausland auch finanziert werden)? Und ein Masterplatz wäre auch noch gut. Dass da der eine oder andere auf einmal an seinen Fähigkeiten zweifelt, wundert mich nicht. Immer besser, schneller, effizienter soll es gehen. Auch jetzt schon an die Rente denken. Steuererklärung nicht vergessen. Und dann das Burn-Out mit Mitte 20?

Zum Glück gibt es auch ein paar Lerntipps die wirklich helfen wenn man sich einmal darauf einlässt. Schokolade essen zum Beispiel. (m)

Tipps gegen Lernstress:

- Sport
- Musik
- 'Nein' sagen
- Schokolade



liquide Demokratie für Einsteiger

Text: Jonas Greiten | Interview: Jonathan Dehn

Zu Beginn dieses Jahres startet an vier Schulen bundesweit das Projekt *aula*. Den jungen Menschen soll das Konzept der Liquid Democracy vorgestellt werden. Dadurch könnte das demokratische Verständnis gestärkt und die Beteiligungsmöglichkeiten an Schulen ausgebaut werden.

Der Brexit hat es deutlich gemacht. Auch die direkte Demokratie ist nicht immer fehlerfrei, selbst, wenn alle gefragt werden. Den Bürgern des Königsreiches wurde auferlegt, eine Entscheidung immenser Bedeutung zu treffen, dessen volkswirtschaftlicher und politischer Konsequenzen sich viele Wählende nicht bewusst waren. Mit Liquid Democracy gibt es ein Konzept, das zwischen direkter und indirekter Demokratie liegt. Dort können zu allen möglichen Themen Stimmen abgegeben werden. Wer sich nicht dazu berufen fühlt, genau diese Entscheidung zu treffen, kann seine Stimme an eine Person seiner Wahl abgeben. Idealerweise sollte es sich dabei um eine Person handeln, die dazu geeignet ist, fachmännisch zu diesem Thema zu entscheiden.

Das Projekt *aula* stammt vom politik-digital e.V. unter Leitung von Marina Weisband und läuft 2017 an. Ziel ist, den Schülern mittels Liquid Democracy mehr Beteiligungsmöglichkeiten an Schulen zu schaffen. Diese sind im strammen Unterrichtsplan oft eingeschränkt. So können Schüler frühzeitig üben, Entscheidungen mit sichtbaren Konsequenzen zu treffen und eigene Kompetenzen einzuschätzen. Im Gesamtprozess sollen sie zu demokratisch geschulten mündigen Bürger werden.

AUF IN DIE PRAXIS

An den Schulen wird dazu ein Programm eingeführt, dass Liquid Democracy e.V. für *aula* programmiert hat. Dort kann jeder Schüler Ideen einbringen, die aus der Klassen- oder Schulgemeinschaft bewertet werden können. Dabei kann jeder Schüler, der zu dem Thema keine Meinung hat oder sich nicht in der Expertenlage fühlt, die Entscheidung zu treffen, seine Stimme an eine geeignete Person delegieren. Hier findet sich das System der Liquid Democracy direkt wieder. Im Vorfeld haben *aula*-Organisatoren, Schülervertreter und Schulleitung einen Vertrag abgefasst. Darin ist unter anderem festgelegt, dass Beschlüsse der Schüler – sofern ausführbar – auch umgesetzt werden müssen. Durch dieses System lernen die Heranwachsenden einen verantwortungsvollen Umgang mit Demokratie und sehen nach kurzer Zeit das Ergebnis ihrer Entscheidungen. Dies scheint besonders wichtig, da im großen Staatsapparat Deutschlands die einzelne Stimme unbedeutend scheint und viele das Gefühl haben, ihre Interessen würden nicht umgesetzt werden.

Ein Schwachpunkt fällt jedoch im System auf: Nicht jeder Schüler kennt jeden und etwaige Experten sind vielleicht nicht allen Wahlberechtigten bekannt. Eine Stimmdelegation wird dadurch unwahrscheinlicher und es bleibt die Gefahr, dass trotzdem jeder seine Stimme behält und Entscheidungen trifft, die er nicht in der Lage ist zu treffen. Dieses und andere mögliche Probleme könnten in den einmal wöchentlich stattfindenden Besprechungen mit den *aula*-Organisatoren und den verantwortlichen Lehrern geklärt werden.

Wir haben mit einer Organisatorin des Projektes, Alexa Schaegner, gesprochen.

Wie bist du zu dem Projekt *aula* gekommen?
Marina Weisband *(Leiterin des aula-Projekts, Anm. der Redaktion)* ist mit der Projektidee zur Bundeszentrale für politische Bildung gegangen, die uns dann wiederum mit Marina vernetzt haben. Ich war zu der Zeit schon eine Weile bei *politik-digital* angestellt und habe mich schon länger mit Liquid Democracy und digitaler Partizipation beschäftigt und sogar an einer Studie für den Bundestag zur »Internet-Enquete« mitgeschrieben, mit der wir beauftragt wurden.

Gibt es politikwissenschaftliche Erkenntnisse oder politiktheoretische Modelle zu dem Themenkomplex Liquid Democracy?
Ja, es gibt da inzwischen einige gute Ansätze und Publikationen. Die Wirkungsweise und Potentiale von »Online-Diskursen« finde ich persönlich sehr spannend. Da geht es darum, diskurstheoretische Ansätze unter anderem von Habermas und Foucault auf Online-Partizipation anzuwenden beziehunsweise deren Modelle an heutige digitale Kommunikationsformen anzupassen. Der *Liquid Democracy e.V.* hat ein sehr gutes Forschungsnetzwerk aufgebaut, das wissenschaftliche Projekte zum Thema miteinander verknüpft. Hier lohnt sich auf jeden Fall ein Blick auf die Webseite.

Was verbirgt sich hinter dem Logo der Eule?
Gute Frage! Die Eule war Marinas Idee – aber ich habe keine Ahnung mehr, wie sie darauf kam. Eulen stehen für Weisheit und Lernen und außerdem fanden wir sie witzig.

aula

Falls euch auch interessiert was »*aula*« bedeutet: Das ist ein Akronym für »ausdiskutieren und live abstimmen«.

An welchem Punkt steht das Projekt?
Wir sind gerade mittendrin. An vier Schulen testen wir das Projekt in diesem Schuljahr bis Sommer 2017. Jena, Hamburg, Freiburg und Nottuln (Nordrhein-Westfalen) sind dabei und die Erfahrungen sind bisher ganz unterschiedlicher Natur. An zwei Schulen ist das Projekt schon in vollem Gange, wohingegen es an den anderen beiden gerade etwas stagniert. Aber das ist normal. Schulen sind dynamische Orte, an denen immer viel los ist und an denen – das mussten wir leider überall feststellen – chronische Überforderung unter Lehrenden und auch in der Verwaltung herrscht. Je nachdem, wie groß diese Überforderung ist und an welcher Stelle sie auftritt, kann es so durchaus zu größeren und kleineren Problemen kommen – und zwar bei allem, was man umsetzen möchte. Daher ist es wahnsinnig wichtig, mindestens eine Person als festen Ansprechpartner an der Schule zu haben und zwar egal, ob es sich um Lehrer, Schüler oder um die Schulleitung handelt, der oder die selbst begeistert ist und kontinuierlich am Ball bleibt. Und, besonders wichtig, mit uns in Verbindung bleibt und kommuniziert.

Außerdem ist das Projekt generell »work in progress«. Aus jeder Praxiserfahrung, jedem Workshop und jedem Kontakt mit Schülern und Lehrern an den Schulen nehmen wir extrem viel an Erfahrung mit, die wir kontinuierlich in die Verbesserung des Projektes und der Software einfließen lassen. Ein Spaß für die Software-Entwickler, die sich jede Woche mit neuen Änderungswünschen rumschlagen dürfen.

Wie läuft die Etablierung an den Schulen?
Das läuft insgesamt sehr gut. Es gibt immer einzelne Personen aus Lehrer-Eltern-Umgebung, die aus schlechten Erfahrungen, Skepsis oder Unwissenheit die Digitalisierung generell ablehnen und auch einem solchen Projekt erstmal kritisch gegenüber stehen. Insgesamt haben wir aber überraschend selten das sonst klassische Argument gehört, dass man so etwas »ja auch oder sogar besser analog organisieren« könnte. Probleme und Vorbehalte lassen sich bisher eher auf die bereits angemerkten zeitlichen Engpässe an Schulen zurückführen. Bei den Schülern kommt das Projekt sehr gut an, wenn auch manche ein wenig Zeit brauchen, um wirklich zu begreifen, dass sie tatsächlich etwas verändern können. Viele glauben nicht daran, dass die Dinge wirklich umgesetzt werden und haben sich damit abgefunden einfach nur zu reagieren und zu akzeptieren, was man ihnen vorgibt. Und mit der digitalen Komponente haben die Kids logischerweise die geringsten Schwierigkeiten.

Kannst du dir vorstellen, so ein Projekt auch an Universitäten zu etablieren?
Auf jeden Fall. Nach Ende der Pilotphase von *aula* möchten wir das Konzept sehr gern ausweiten und auch an anderen Bildungseinrichtungen und Organisationen einsetzen. Da ist vieles denkbar.

Siehst du mehr Risiken oder Chancen bei Online-Abstimmungen?
Inzwischen weiß ich eines ganz sicher: dass es darauf – leider – keine einfache Antwort gibt. Das kommt immer auf den Kontext und die Ebene der Abstimmung an. Geht es um Konsultation oder wirkliche, bindende Entscheidungen? Stimmt man auf Bundesebene oder kommunaler oder noch viel spezifischer im Schul- oder Universitätsumfeld ab? Geht es um personelle oder thematische Abstimmungen? Wir glauben, dass Onlineabstimmungen insbesondere in einem spezifischen Kontext enorme Chancen bieten, in denen es um inhaltliche Auseinandersetzung geht. Dann gibt es natürlich noch die technische Ebene und das Problem der Datensicherheit. Soviel ich weiß, hat der Chaos Computer Club schon vor einigen Jahren gesagt, dass Online-Wahlen, genau wie letztlich jegliche Online-Kommunikation aus technischer Sicht niemals sicher vor äußerer Manipulation sein können und ich glaube, das ist noch immer so. Das muss man bei allen Sicherheitsmaßnahmen und Vorteilen eben auch wissen.

Ist es wünschenswert, das Konzept auf die »große Politik« zu übertragen?
Was ist denn für dich »große« Politik? Klar weiß ich, was du meinst, aber allein das Konzept der »großen Politik« ist insgesamt problematisch geworden. Ein Teil unsere Mission besteht ja darin, jungen Menschen klar zu machen, dass sie nicht getrennt sind von der Welt, in der sie leben und sie sich auch nicht so verhalten sollten. Viel Frust, Verdrossenheit und auch ein Teil der aktuellen politischen und zivilgesellschaftlichen Probleme entsteht ja gerade aus dem Empfinden, sowieso nur von ungreifbaren Autoritäten wie der »großen Politik«, Eltern, Lehrern, Vorgesetzten und so weiter regiert zu werden. Zumindest nehme ich das an.

Zur Frage, ob Liquid Democracy auf Bundesebene übertragen werden sollte, würde ich sagen: Wünschenswert ja, durchführbar nein. Das Konzept von Politikfeld-Parlamenten, die sich eher thematisch und nicht parteienbezogen formieren, finde ich schon sehr interessant.

alexa schaegner

Wenn es dann aber um so etwas wie Online-Wahlen geht, bin ich wie gesagt skeptischer und glaube insgesamt schon aus Datenschutzgründen nicht daran, dass es irgendwann bindende, politische Online-Wahlen geben kann. Außerdem: Online-Bundestagswahlen hätten zwar mit Sicherheit eine höhere Wahlbeteiligung, aber eben nicht unbedingt informiertere Bürger. Da stellt sich wieder die Frage, wie »online« und »offline« miteinander kombiniert werden kann, sodass wirklich eine Verbesserung der aktuellen Situation entsteht.

Gibt es schon kleine Anekdoten?
Klar, tonnenweise – aber ich will ja hier niemanden diskreditieren. Insgesamt ist es extrem spannend, so viele unterschiedliche Schulen kennenzulernen, die sich sowohl in unterschiedlichen Regionen befinden als auch ganz unterschiedliche Schul- und Lernformen repräsentieren. Dementsprechend sind wir ganz unterschiedlichen Menschen, Problemen und Herausforderungen begegnet. Das kann man auch ganz gut an den Ideen und Vorschlägen ablesen, die von Schüler*innen so kamen. Von »Gebetsraum« und »funktionierende Rechner« bis »Hausschuhpflicht abschaffen« und »Ein größeres Terrarium für die Schul-Eidechsen« gibt es die unterschiedlichsten Bedürfnisse. Aber eines scheinen sich offenbar alle Schüler*innen gleichermaßen zu wünschen: mehr Klopapier auf den Toiletten. Und Snackautomaten.

Vielen Dank für deine Antworten! ⓜ

ZURÜCK IN DIE STEINZEIT?

Text: Aaron Jeuther

Am 22. November letzten Jahres ging eine Mail der Hochschulverwaltung, bei den Dozierenden und Studierenden der Universität ein. Beigefügt ein Schreiben der Rektorin: Bald ist Schluss mit dem Hochladen von Lektüre auf Plattformen wie Moodle. Oh Schreck, heißt das jetzt "Zurück in die Steinzeit?!"

Grund dafür sei das Auslaufen der Verträge mit der Verwertungsgesellschaft Wort (VG Wort), welche die Interessen von Autoren und Verlagen bezüglich der Tantieme bei Zweitverwertungsrechten vertritt. Die bisherigen Verträge sehen einen Pauschalbetrag für das Bereitstellen wissenschaftlicher Texte im Intranet vor, der von den Ländern an die VG Wort überwiesen wird. Der neue Rahmenvertrag bedeutete indes eine komplizierte Einzelabrechnung. Die Universitäten weigerten sich geschlossen, den Rahmenvertrag zu unterzeichnen. Mittlerweile gibt es jedoch Entwarnung und eine gemeinsame Arbeitsgruppe der verantwortlichen Parteien, die bis zum Wintersemester 2017/18 eine Lösung finden will.

FLATRATE ODER NICHT

Für 2017 wurde der Schritt von der Pauschale zur Einzelabrechnung im Rahmenvertrag geplant. Im besagten Schreiben der Rektorin heißt es, dass die bisherige »digitale Nutzung« von wissenschaftlichen Texten, wie es vor allem im Rahmen von Lehrveranstaltungen üblich ist, zum kommenden Jahr nicht mehr »im bisherigen Umfang« möglich sein wird. Die bisherige Regelung sieht vor, dass wissenschaftliche Texte in gewissem Maße für die Verwendung in Lehrveranstaltungen und Forschergruppen verbreitet werden dürfen (§ 52a UrhG). Dafür zahlen die Bundesländer einen Pauschalbetrag an die VG Wort. Der neue Rahmenvertrag sieht dagegen eine komplizierte Einzelabrechnung der digital bereitgestellten Texte vor, die mit einem erheblichen bürokratischen Mehraufwand für die Dozierenden verbunden wäre. Dieser Rahmenvertrag basiert auf einem Urteil des Bundesgerichtshofs von 2013. Die VG Wort hatte damals die Länder »in ihrer Eigenschaft als Träger verschiedener Hochschuleinrichtungen« verklagt und einen Gesamtvertrag für das »öffentliche Zugänglichmachen von Sprachwerken für Zwecke des Unterrichts und der Forschung an Hochschulen« verlangt und zugleich die oben genannte Einzelabrechnung gefordert.

Dies ist einer Pressemitteilung des Bundesgerichtshofs zu entnehmen. Das Gericht erachtete in seinem Urteil eine derartige Einzelabrechnung als rechtens und folgt der VG Wort damit in dieser Forderung. Nach Beitritt zum Rahmenvertrag müssten die Universitäten einen Betrag von 0,8 Cent pro Seite pro Teilnehmer an die VG Wort bezahlen und Dozierende müssten jeden einzelnen Text, den sie den Studierenden zur Verfügung stellen, melden, indem sie eine eigens dafür vorgesehene Eingabemaske ausfüllen. Die Universität Osnabrück hat in einem Pilotprojekt die praktischen Folgen dieses Unterfangens getestet, doch dazu später mehr.

PROTEST UND EMPÖRUNG

Nachdem bekannt wurde, dass die bisherige vertragliche Regelung zwischen den Ländern und der VG Wort Ende des Jahres ausläuft und klar war, dass die Universitäten und damit die Länder dem Rahmenvertrag nicht beitreten würden, machte sich innerhalb der Universitäten eine gewisse Panik breit. Hochschulverwaltungen kündigten an, die Lernplattformen vorläufig abzuschalten und alles zu löschen, was bislang dort hochgeladen wurde. So wurden an der Universität Greifswald bereits alle externen Dateien, die über das Hochschulinformationssystem (His) zugänglich waren, herausgenommen. Darüber hinaus wurde den Studierenden empfohlen, sich möglichst alle bis dato online gestellten Texte noch vor Weihnachten herunterzuladen und man spekulierte, ob Studierende wohl bald wieder vorm Kopierer stehen würden, falls es zu keiner Einigung kommen sollte.

Vor dem Berliner Büro der VG Wort fand Anfang November gar ein etwa 50 Personen starker Protest statt, der unter dem Motto »Wissen ist für alle da« stand und sich gegen den Rahmenvertrag aussprach. Auch universitätsübergreifende Vertreterschaften der Studierenden wie die LandesAStenkonferenz bezogen Stellung und sprachen sich gegen die Forderungen der VG Wort aus. Des Weiteren wurde von zwei Studenten eine Petition ins Leben gerufen, die am Ende über 88.000 Unterschriften umfasste. Die Hochschulrektorenkonferenz präsentierte sich dem Rahmenvertrag gegenüber ebenfalls sehr kritisch, da sie in diesem eine erhebliche Einschränkung der digitalen Lehre sehen. Die VG Wort, so ist einem Interview des Campusradio Hertz 87 .9 mit VG Wort Geschäftsführer Rainer Just zu entnehmen, habe nicht mit einem solchen Widerstand und einer derartigen Empörungswelle gerechnet.

EINE ANDERE PERSPEKTIVE

Rainer Just zeigt sich darüber verwundert, dass sich alle so überrascht geben, obwohl das Urteil des Bundesgerichtshofs schon drei Jahre alt ist. Die Universitäten hätten die Thematik vor sich hergeschoben und angenommen, es würde sich schon irgendwie regeln. Dabei sei klar gewesen, dass es diesen Rahmenvertrag geben würde, heißt es im erwähnten Interview. Weiterhin bemängelt er, dass die angedachte Regelung der Einzelmeldung und -abrechnung stets als einseitiger Mehraufwand dargestellt werde, obwohl es dafür eine konkrete Gegenleistung gebe: die Erlaubnis, wissenschaftliche Texte im Intranet zur Verfügung zu stellen. Darüber hinaus argumentiert Just, das bisherige Vorgehen – also die Zahlung eines Pauschalbetrags der Länder – sei nicht angemessen, da es so nicht möglich sei, den Autoren einen der tatsächlichen Nutzung ihrer Werke entsprechenden Betrag zu zahlen, was insbesondere bei Lehrbüchern problematisch sei, da diese ohnehin nur an Universitäten Verwendung fänden. Auch besteht er darauf, dass sich die VG Wort stets kooperativ verhalten habe und auf eine Zusammenarbeit mit den anderen Parteien setze.

PILOTORT OSNABRÜCK

Will man sich mit den praktischen Folgen dieses Einzelabrechnungsverfahrens vertraut machen, bietet es sich an, das Pilotprojekt der Universität Osnabrück in den Blick zu nehmen. Das Projekt, das im Wintersemester 2014/15 stattfand, wurde durchgeführt, um »Kosten, Aufwand und Workflows einer solchen Einzelerfassung« zu untersuchen. Die Ergebnisse dieser Machbarkeitstudie wurden in einem working paper der Universität festgehalten. Vier Ergebnisse dieser Studie sind besonders erwähnenswert: Erstens wurde festgestellt, dass die Bereitstellung von Literatur, die unter diese Regelung fällt, »deutlich zurückgegangen« ist, was zum einen auf schlichtes Ausbleiben der Nutzung – und somit auf die Verlagerung der Literaturbeschaffung auf die Studierenden – und zum anderen auf die Unsicherheit der Dozierenden bei der Beurteilung der Meldepflicht zurückzuführen sei. Zweitens zeigt die Untersuchung, dass die Meldung eines Textes im Durchschnitt etwa vier Minuten dauert. Dieser Zeitaufwand bezieht sich jedoch nur auf das Ausfüllen der Eingabemaske. Beurteilung und zusätzliche Recherchen sind dort nicht einbezogen. Konkret bedeutet dies für einen Lehrenden, der ein Seminar gibt, in dem jede Woche ein Text über 15 Sitzungen im Semester bereitgestellt werden soll, einen zusätzlichen bürokratischen Mehraufwand von einer Stunde reiner Meldezeit pro Seminar pro Semester.

Das Ganze multipliziert sich natürlich entsprechend, wenn Dozierende darüber hinaus einen zweiten oder mehrere fakultative Texte bereitstellen möchten, worauf sie dann womöglich verzichten, was die Studie nahelegt. Drittens ergeben sich auch für Studierende konkrete Folgen. 60 Prozent der Studierenden gaben an, dass sie in diesem Semester weniger Literatur zur Verfügung gestellt bekommen haben und dass sie dadurch einen deutlich höheren Aufwand bei der Literaturbeschaffung hatten. Viertens zeigt das Projekt, dass von der neuen Regelung vor allem – zu 90 Prozent – die human-, geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer betroffen waren.

Die VG Wort hält dem entgegen, dass bei dem Pilotprojekt noch keine Routine in diesem Verfahren bestand, und dass der durchschnittliche zeitliche Aufwand von vier Minuten noch Potential zur Verbesserung habe. Außerdem würden sie weiterhin an Vereinfachungen der Eingabemaske arbeiten, um den Universitäten den Aufwand so gering wie möglich zu machen, aber, so Rainer Just, »ohne Aufwand geht es nicht«.

ENTWARNUNG UND ÜBERGANGSLÖSUNG

Mittlerweile gibt es jedoch Entwarnung. So ließ Rektorin Weber in einer Rundmail vom 12. Dezember 2016 verlauten, dass die Kultusministerkonferenz, die Hochschulrektorenkonferenz und die VG Wort eine gemeinsame Arbeitsgruppe gebildet hätten, die bis Ende 2017 eine akzeptable Lösung ausarbeiten soll, was auch die abgestimmten Pressemitteilungen dieser Parteien bestätigen. Bis dahin werde es wohl über den 31. Dezember dieses Jahres hinaus möglich sein, die digital bereitgestellten Texte weiterhin zu nutzen, und auch die angedachte Deaktivierung aller Dateien, die in HIS und Moodle hochgeladen sind, soll vorerst ausbleiben. Für das HIS kommt diese Nachricht jedoch einige Tage zu spät. m

WTF 2016?

Laura Promehl (21), LA Deutsch

Von Amoklauf bis Zugunglück war alles dabei. Von positiven News wurde man verschont – abgesehen von Sportergebnissen und süßen Tierbabys. Ich will wieder unbeschwerter leben können und auch mal bei Regen im Bikini mit Schirm und Freunden auf einer Treppe stehen.

Julian Mill (23), B.A. Germanistik & PoWi

Wahrscheinlich ist es nur Zufall, aber irgendwie ist es doch herzerwärmend, nicht wahr? Ich stelle mir vor, wie sie zum neuen Jahr anfangen mit seiner Frisur zu werben. Und wie ich Japan bis jetzt kennen gelernt habe, wird es sogar funktionieren.

Antonia Seuthe & Laura Hoffmann, B.A. KoWi und Anglistik

2016 war das Jahr der prominenten Todesfälle. Besonders Alan Rickman hat mit seiner Rollendiversität ordentlich Eindruck hinterlassen. Uns wird er als zwielichtiger Professor Snape in Erinnerung bleiben, mit den blitzenden Augen, die jeden bis zum Ende zweifeln lassen, ob er nun gut oder böse ist.

Christopher Arnold, B.A. KoWi und Wirtschaft

Am 23. Juni bin ich eigentlich ziemlich entspannt in meinen Schlafsack geschlüpft. Dass das BREXIT-Referendum knapp ausfallen würde, war ja zu erwarten. Die Eilmeldungen am nächsten Morgen haben mich dann aber doch ziemlich aus den Socken gehauen.

Stella (25), B.A. Bildende Kunst und Kunstgeschichte

Manchmal war 2016 wie eine Spirale, die um einen Ausgangspunkt verläuft und sich immer weiterdreht, angetrieben von schönen und schlechten Erlebnissen. Manchmal war es wie ein Strudel, der mich verschlingt und mir das Gefühl gibt, nicht mithalten zu können. Besonders erschüttert hat mich dieses Jahr aber der Hass. Doch dann gibt es auch glückliche Tage, wie den, an dem ich am Fuß der Treppe im Feldstraßenbunker in Hamburg stand.

Jan Krause (25), LA Kunst & Deutsch

Global betrachtet war 2016 bekanntermaßen nicht so der Hit. Aber zu Beginn des noch frischen Jahres hatte ich mir bereits eine Auszeit gegönnt. Im März ging es zum Roadtrip in die nördlichste Ecke Europas. Es war noch atemberaubender, als ich erwartet hatte und wenn 2017 so wird wie der Vorgänger, werde ich wohl 2018 auswandern müssen.

MACH MIT!

Die Fotofrage für das nächste Magazin lautet: »Wer sind Eure Vorbilder oder Helden?« Schickt euer Foto und einen kleinen Text von max. 250 Zeichen an *magazin@moritz-medien.de !*

NEUE RUNDE, NEUES GLÜCK

Text: Jenny Röttger

Foto: Magnus Schult

Letztes Jahr, Anfang 2016, fing der Opener für die Greifswelt so an: »Die Menschen leben so vor sich hin und an der Europakreuzung werden sich immer Hansering, Wolgaster Straße, Anklamer Straße und Lange Reihe treffen. Feste Strukturen und wenig Aussicht auf Veränderung, oder?« Wer hätte gedacht, dass 2016 doch so viel passieren wird und sich so viel verändert, dass man am Ende dieses Jahres irgendwie mit offenem Mund dasteht und sich denkt »WTF, 2016?«. Gefühlt steckte das Jahr voll von schlechten oder wenigstens beunruhigenden Nachrichten, von Todesmeldungen so vieler Prominenter, von denen man den einen oder anderen auch persönlich betrauert: Bud Spencer, Alan Rickman, Carrie Fisher, George Michael, Fidel Castro, Alfred Schmidt. Nach der Flüchtlingskrise, den beunruhigenden Wahlsiegen von Trump und – was uns in Greifswald wohl noch direkter betrifft – der AfD bei der Landtagswahl 2016, nach den Horrorclowns und den ständigen Bränden – insgesamt schon 21 - nach alldem, was dieses Jahr in der Welt, aber auch in Greifswald passiert ist, freut man sich vielleicht doch auch ein wenig über die Dinge, die sich nicht verändert haben. Zum Beispiel der alljährliche kleine Weihnachtsmarkt mit denselben Buden und Karussells wie auch schon im Jahr davor, mit den leckeren Mutzen und dem Glühwein. Auch nach dem Anschlag in Berlin fühle ich mich auf dem Markt nicht weniger wohl oder sicher, auch, weil ich mich so nicht fühlen will. Man muss schließlich zuversichtlich bleiben!

6 METER BIS ZUR FREIHEIT

Text: Charlotte Fischermanns & Lukas Thiel | Foto: Jonas Greiten

Ein Besuch in der JVA Stralsund – hier sind Männer inhaftiert, die schon öfter straffällig geworden und keine Kleinkriminellen sind. Was passiert in einer JVA, wie läuft der Alltag hier ab und haben die Inhaftierten eine Chance auf Resozialisierung? Wir haben uns das Ganze mal aus der Nähe angeschaut.

Ein kalter Dienstagmorgen im Dezember. Etwas abseits gelegen und nicht allzu leicht zu finden, liegt unser heutiges Ziel. Die Justizvollzugsanstalt Stralsund ist umgeben von sechs Meter hohen Mauern, auf denen sich ein halber Meter Stacheldraht türmt.

Uns wird die Tür per Knopfdruck von einem Sicherheitsmann geöffnet, der im Gebäude in einem recht großen Glaskasten sitzt, der *Zentrale*. Wir sagen, wer wir sind und dass wir einen Termin haben. Unsere Personalausweise müssen wir als Pfand da lassen, unsere Handys werden weggeschlossen. Kurz darauf empfängt uns die Pressesprecherin der JVA, sie wird uns heute herumführen.

SICHERHEIT IST NICHT ALLES

Wir beginnen mit der Personalseite. Hier hat jeder Mitarbeiter sein eigenes Schließfach. Die Zentrale ist 24 Stunden am Tag besetzt, kameraüberwacht und die Türen lassen sich entweder per Elektronik durch die Zentrale oder mittels des klischeemäßigen »Knastschlüssels« öffnen. Die beiden höchsten Gebote der JVA sind es zum einen Sicherheit zu produzieren und somit die Bevölkerung zu schützen und zum anderen, die Gefangenen zu resozialisieren. Die JVA Stralsund wurde 2003 eröffnet, einen Fluchtversuch hat es bisher nicht gegeben. Was sich bei all den Sicherheitsvorkehrungen auch als durchaus schwierig erweisen dürfte, denn die Mauer ist nicht nur mit Stacheldraht, sondern auch mit einem Alarm gesichert. Außerdem sind die Gefangenen nie allein, es sei denn, sie befinden sich in ihrem Haftraum. Doch wie uns erklärt wurde, liegt es nicht nur an den Sicherheitsvorkehrungen, dass es noch keinen Fluchtversuch gab, sondern auch am Personal. Zwischen den Insassen und den Mitarbeitern herrscht ein respektvoller Umgang. Jemanden schlecht zu behandeln, macht niemanden besser und ist nicht zielführend. Die Menschlichkeit darf bei allem nicht vergessen werden, es handelt sich bei den Insassen schließlich auch um Menschen. In Stralsund sind die Gefangenen normalerweise zwischen einem und drei Jahren inhaftiert. Bei den Straftaten handelt es sich um Körperverletzung, Diebstahl, Betrügerei oder Verkehrsdelikte. Allerdings landen die Insassen nicht nach einem einmaligen Vergehen in der JVA, sondern müssen schon öfter straffällig gewesen sein.

Unterschieden wird zwischen offenem und geschlossenem Vollzug. In beiden werden die Insassen stets von Mitarbeitern begleitet und überwacht. Insgesamt verfügt die JVA über 175 Betten, wovon sich 55 im offenen Vollzug befinden. Im geschlossenen Vollzug werden dem Gefangenen jegliche soziale Kompetenzen abgesprochen, er kauft nicht außerhalb der JVA ein, wäscht seine Wäsche nicht selbst, nichts. Solche Dinge werden erst wieder im offenen Vollzug gestattet, die Lockerungen beginnen immer individuell. Der offene Vollzug hat ein bisschen »Wohnheimcharakter«, so die Pressesprecherin, der Gefangene darf sich mit Genehmigung auch vom Gelände entfernen.

VON BÜROKRATIE BIS ANAMNESE

Aber wie läuft eine Inhaftierung denn genau ab? Nach der Verurteilung werden die Neuzugänge per Vorladung in die Anstalt bestellt oder von der Polizei abgeholt. Im Gefängnis wird zunächst ihre Identität festgestellt und geprüft, ob die JVA zuständig ist, also ob die Straftat in Mecklenburg-Vorpommern begangen wurde. Nach der Prüfung folgt innerhalb von 2 Stunden, wie es das Gesetz vorschreibt, ein Gespräch mit Mitarbeitern der JVA, um mögliche offene Dinge zu regeln. Dabei geht es vor allem um die Versorgung von Haustieren und Familie. Während der Aufnahme wird eine Akte angelegt und viel Verwaltungsarbeit erledigt. Damit keine Privatkleidung durchsucht werden muss, wird der Gefangene mit Anstaltskleidung ausgestattet, bevor er in seinen Haftraum geführt wird. Jeder Haftraum ist 10 Quadratmeter groß und mit eigenem WC, fließend warmem Wasser, Schrank, Tisch, Stuhl und Bett ausgestattet. Die Unterbringung in einem Einzelraum ist gesetzlich verpflichtend, es können aber auch zwei Insassen in einem Gruppenraum untergebracht werden, wenn das für beide in Ordnung ist. Mit den Gefangenen wird ein Vollzugsplan erstellt. Darin wird von einem Beamten eine Anamnese erstellt, also in einem differenzierten, individuellen Analyseverfahren untersucht, was dazu geführt hat, dass der Gefangene inhaftiert wurde. Ziel ist, dass sich der Gefangene in der Zeit intensiv mit seiner Straftat auseinandersetzt, dabei werden ihm auf Grundlage eines Zeitstrahls auch Handlungsalternativen aufgezeigt. Trotz der intensiven Aufarbeitung und Reflexion der Straftaten liegt die JVA Stralsund über dem Bundesdurchschnitt mit einer Reinhaftierungsquote von 45 Prozent. Die scheinbar sehr hohe Zahl liegt auch an anderen Werten und Normen der Gefangenen, es ist sehr schwierig, innerhalb von ein bis drei Jahren das aufzuarbeiten, was all die Jahre zuvor schief gelaufen ist. Viele Gefangene kommen aus desolaten Verhältnissen, während sie in der JVA sauber, warm und trocken untergebracht sind. Das Diagnoseverfahren und der Vollzugsplan sind die Grundlagen für die Inhaftierung; die beinhalteten Prognosen bieten die Möglichkeit, den Insassen Therapieempfehlungen zu geben. Es werden auch Pflichten eingesetzt: Wenn der Gefangene beispielsweise wegen Arbeitslosigkeit straffällig geworden ist, wird ihm eine Arbeitspflicht auferlegt, um ihn zu resozialisieren und wieder auf die Arbeit vorzubereiten.

ALLES GEHT SEINEN GANG – DAILY BUSINESS

Die Gefangenen haben die Möglichkeit in der JVA zu arbeiten. Das heißt, sie arbeiten 40 Stunden in der Woche in einem Werkbetrieb. Es gibt eine Schlosserei und eine Tischlerei, in der die Möbel für die JVA, aber auch Produkte für Unternehmen hergestellt werden. So lässt die Insel-Brauerei ihre Flaschenkisten hier produzieren. Zudem arbeiten auch Insassen in der hauseigenen Küche, Wäscherei oder im Reinigungsteam. Die Gefangenen werden mit 180 Euro im Monat entlohnt, von denen sie 3/7 als Hausgeld behalten können. Sie gehen damit zum Beispiel wöchentlich im JVA-eigenen Laden einkaufen. Der Rest geht auf ein *Eigengeldkonto*, das den Gefangenen nach der Entlassung zur Verfügung steht, um Schulden abbezahlen zu können. Die Schuldentilgung ist Teil der Resozialisierung, denn 70% der Insassen sind verschuldet. Wenn sie nicht Teil einer Arbeitstherapie ist, ist die Arbeit freiwillig.

Der Tag ist klar strukturiert. Er beginnt um 6 Uhr früh mit einer *Lebendkontrolle*, bei der die Gefangenen durchgezählt werden. Um 7 Uhr gibt es Frühstück, das im jeweiligen Haftraum zu sich genommen wird. Um 7.30 Uhr werden die arbeitenden Gefangenen abgeholt und zur Arbeit gebracht.

Die übrigen Insassen verbringen den kompletten Tag in der Zelle.

Bis 15.30 Uhr bleiben die Gefangenen bei der Arbeit, zwischendurch essen sie gemeinsam im Werkbetrieb zu Mittag, während die anderen Gefangenen im Haftraum essen. Es gibt täglich eine Freistunde, in der die Insassen auf den Hof gehen und auch Freizeitmöglichkeiten wahrnehmen können. Zudem erfolgt von 15 bis 17 Uhr der sogenannte *Aufschluss*, bei dem die Gefangenen auf dem Flur herumgehen, ihre Nachbarn besuchen, telefonieren und duschen gehen können. Das Abendessen erfolgt dann wieder im Haftraum.

Die Gefangenen können laut Gesetz zwei Stunden pro Monat Besuch empfangen. Die Besuche sehen anders aus als im Fernsehen. Statt Glasscheibe und Telefon sitzen Besucher und Insassen in einem Besucherraum und können sich auch zur Begrüßung und zum Abschied berühren. Jeder Gefangene kann frei entscheiden, ob er besucht werden möchte oder nicht. Hierfür muss aber im Vorfeld ein Termin vereinbart werden. Es ist also nicht möglich, einfach so vorbeizukommen. ⓜ

MIT TECHNIK UND VIEL FEINGEFÜHL

Text: Charlotte Fischermanns | Foto: Christopher Arnold

Der Neue Friedhof in Greifswald ist schön, gepflegt und ruhig. Mitten auf der Anlage steht ein großes, beeindruckendes Gebäude. Das Krematorium Greifswalds.

Im Juli letzten Jahres war ich das erste Mal auf dem Neuen Friedhof in Greifswald spazieren. Bis dahin wusste ich gar nicht, dass wir hier ein Krematorium haben. Etwas mystisch und gleichzeitig majestätisch ist es mir von damals in Erinnerung geblieben. Ich erinnere mich daran, dass aus dem Inneren des Krematoriums immer wieder ein lautes Getöse zu hören war und fragte mich, ob dort wohl den ganzen Tag Einäscherungen stattfanden. Gibt es wirklich so viele kürzlich Verstorbene, deren letzter Wunsch es war sich einäschern zu lassen?

Von da an war ich immer mal wieder dort spazieren, ich laufe gerne zwischen den liebevoll gepflegten Gräbern entlang.

Aus diesen Spaziergängen entwickelte sich die Idee, mir das Krematorium von innen anzuschauen und in Erfahrung zu bringen, was dort genau geschieht und wer dort arbeitet.

Der Tag, an dem ich den Termin im Krematorium bekomme, war ein verregneter Tag, genau wie der, an dem ich zum ersten Mal dort war.

Der Leiter des Krematoriums, Herr Simdorn, öffnet mir die Tür. Wir gingen in sein Büro, wo ich ihm all meine Fragen stelle, bevor er mich anschließend durch das Krematorium führte.

Herr Simdorn arbeitete, bevor er begonnen hat, das Krematorium zu leiten, dort vorher schon zehn Jahre als Heizungsbauer. Das ist auch sein ursprünglich erlernter Beruf. Um Leiter eines Krematoriums zu werden, ist ein gelernter technischer Beruf Voraussetzung. Heizungsbauer ist hier in Greifswald am liebsten gesehen, da das Krematorium mit einem Kühlkreislauf arbeitet, der genauso wie eine Heizung funktioniert. Als die Stelle des Leiters damals frei wurde, erklärte er sich dazu bereit, sich den Job einmal genauer anzuschauen. Das kann immerhin nicht jeder so ohne weiteres, erzählt er, man muss sich die Verstorbenen anschauen und diese auch berühren.

Inzwischen leitet er das Krematorium seit einem Jahr. Es besteht seit einigen Jahren die Möglichkeit, eine Fortbildung zum geprüften Krematoriumsleiter zu machen, die Herr Simdorn derzeit auch besucht. Am Ende der Fortbildung wird man vor der Handwerkskammer geprüft, dazu gehören auch Fächer wie Buchführung, Hygiene, Recht und natürlich technische Fragen.

Acht Stunden am Tag ist er durchschnittlich bei der Arbeit. Er sagt:

»Ich gehe gerne zur Arbeit, da ich hier etwas Gutes tue und den Menschen immerhin ihren letzten Wunsch erfüllen kann und das so würdevoll, wie nur möglich.«

DER LETZTE WEG

Zu dem Prozess, einen Verstorbenen zu verbrennen und einzuäschern gehören eine Vielzahl von Aspekten. Herr Simdorn hat mir den ganzen Ablauf ausführlich geschildert.

Wenn jemand verstirbt, wird ein Arzt gerufen, der die Todesursache feststellt, dabei spricht man von der *ersten Leichenschau*. Wenn das getan wurde, geht ein Angehöriger des Verstorbenen zu einem Bestatter seiner Wahl. Dieser macht dann alle Papiere fertig, die nötig sind und kümmert sich um den Verstorbenen. Der Verstorbene wird entsprechend gekleidet, gekämmt, gegebenenfalls rasiert und alles was erwünscht beziehungsweise notwendig ist. Dann wird der Verstorbene vom Bestatter in einem Sarg beim Krematorium angeliefert, samt der nötigen Papiere. Allerdings wird der Verstorbene dann nicht direkt verbrannt. Zuerst folgt die *zweite gesetzliche Leichenschau* vor Ort im Krematorium, das ist so vorgeschrieben. Dafür kommt ein Rechtsmediziner ins Krematorium, um erneut die Todesursache festzustellen. Weicht die festgestellte Todesursache bei der *zweiten Leichenschau* von der der *ersten Leichenschau* ab, wird der Fall angehalten. Der Verstorbene wird dann abermals zur Rechtsmedizin gebracht, wo die Todesursache dann nochmals überprüft wird. Erst wenn alles geklärt ist, muss der Staatsanwalt den Fall freigeben und dann kann die Prozedur ihren Lauf nehmen. Wird bei der *zweiten Leichenschau* dieselbe Todesursache festgestellt wie bei der ersten, bedarf es keiner weiteren Überprüfung. Der Sterbefall muss dann beim Standesamt angezeigt werden, man bekommt die Sterbeurkunde und dann darf, nach Einholen der Unterschrift des berufenen Angehörigen, die Einäscherung beginnen.

GEWÖHNLICHER TAG, UNÜBLICHER BERUF

Ein Tag im Krematorium beginnt mit der Überprüfung der nächsten Beisetzungstermine, dementsprechend wird dann ein sogenannter *Äscherungsplan* aufgestellt. Kurz vor der Einäscherung werden dann nochmal alle Papiere kontrolliert und mit dem Namen auf dem Sarg abgeglichen. Wenn alles seine Richtigkeit hat, wird der Verstorbene im Sarg in den Ofen eingeschoben. Der Ofen hat durchschnittlich eine Temperatur von 700 bis 800 Grad Celsius, der Prozess der

Einäscherung an sich dauert im Schnitt 90 Minuten, das kommt allerdings auch immer auf Größe und Gewicht des Verstorbenen an. Das Programm, nachdem das Krematorium arbeitet und auch der Äscherungsplan verläuft, ist auf 90 Minuten eingestellt. Der Prozess wird mit der Verbrennungsluft gesteuert, schließlich benötigt jede Verbrennung Sauerstoff. Überwacht wird die Einäscherung mittels zweier Monitore, auf denen verschiedene Daten angezeigt werden, wie Temperatur, Zeit, Kohlenstoffmonoxid-Wert und andere. Weichen die angegeben Daten von dem ab, was vorgeschrieben beziehungsweise geeignet ist, kommt es vor, dass die Mitarbeiter eingreifen und die Öfen selbstständig regulieren müssen. Es kann passieren, dass die Anlage in den *kritischen Bereich* kommt. Bei solch einer Überhitzung oder Problemen der Druckregulierung geht die Anlage automatisch aus. Damit sollen Brandschäden verhindert werden, die Mitarbeiter müssen dann anderweitig eingreifen.

Mitarbeiter hat das Krematorium selbst insgesamt drei Stück, von denen immer zwei anwesend sind. Die drei sind die einzigen, die dazu befähigt sind, eine Einäscherung durchzuführen. Auch die anderen beiden, neben Herrn Simdorn, haben technische Berufe erlernt.

Das Krematorium Greifswald verfügt über einen Etagenofen mit insgesamt drei Etagen, die jeweils mit einer Drehscheibe voneinander getrennt sind, damit es unter keinen Umständen zu Vermischungen kommen kann. In die oberste Etage wird der Sarg eingefahren, wo er beginnt zu verbrennen, die Asche fällt dann immer tiefer und wird immer mittels der Drehplatten eine Etage tiefer befördert. In der untersten Etage landet die Asche in einem schubladenähnlichen Behälter. Aus der Asche werden dann Dinge wie Sargnägel, die nicht verbrannt sind, entfernt, die Asche wird gemahlen und dann in einer Urne verschlossen. Damit ist der Prozess der Einäscherung abgeschlossen.

2016 hat das Krematorium in Greifswald rund 2600 Fälle verzeichnet. Die Menschen kommen aber nicht nur aus Greifswald, sondern auch aus Stralsund, Wolgast oder Rügen.

Wenn die Einäscherung abgeschlossen und der Verstorben in der Urne verschlossen ist, kommt der Bestatter wieder zum Krematorium und holt die Urne ab, die Aufgabe des Krematoriums ist damit erledigt.

Der Job in einem Krematorium ist sehr techniklastig, immerhin darf man dort ohne eine technische Ausbildung gar nicht erst arbeiten. Dennoch spielen durch den Kontakt zum Bestatter und dem Umgang mit den Verstorbenen auch noch andere Aspekte eine Rolle. Vor der Besichtigung hat mir die Vorstellung von der Arbeit dort und auch die Verbrennung nach dem Tod Unbehagen bereitet. Der Besuch dort hat mir dieses Gefühl allerdings genommen. ⓜ

ABFALL DER VERGANGENHEIT

Text & Foto: Veronika Wehner

Direkt vor der Stadt befindet sich eine stillgelegte Altdeponie, der sogenannte Müllberg. Er zeigt, wie unser Handeln uns nachhaltig begleitet und ist mit der Zeit zu einem integrierten Teil der Stadt geworden.

Die Landschaft rund um Greifswald hat eine fast einzigartige Ebenmäßigkeit. Spiegelglatt fügen sich die Wiesen und Felder in den Horizont, der im Norden in den Bodden übergeht. Jede Erhebung lädt da zum Wundern ein. Will man nämlich seinen Blick vom Museumshafen aus träumerisch in die Ferne gleiten lassen, bleibt man mit diesem an einem monströsen, grasbewachsenen Hügel hängen. Wer scharfe Augen hat, kann schon von dieser Distanz aus ein paar Schafe rund um eine Art von metallenen Schornsteinen weiden sehen. Ein durchaus idyllischer Anblick.

Auf der anderen Seite dieses Hügels befinden sich einige Kleingartenanlagen, in denen Greifswalder Kaninchen züchten, Gemüse anbauen oder einfach ihre Freizeit verbringen. Vom Anblick der Stadt ist man hier, dank dieser Erhebung in der Landschaft, abgeschirmt. Nur wenn man ganz genau bei Sonnenschein hinsieht, kann man noch die Domspitze auf der anderen Seite des Rycks erkennen.

Es handelt sich hier aber keineswegs um eine gigantische Hobbithöhle, deren Bewohner im Museumshafen auf frische Pfeifenkrautlieferungen warten, vielmehr sind hier die Konsequenzen unseres Konsums versteckt: *Müll*.

MÜLL IN DER BUNDESREPUBLIK

Wir alle produzieren Unmengen an Müll. Laut Statistischem Bundesamt lagen die Deutschen 2014 mit 618 Kilogramm kommunalen Abfällen pro Kopf weit über dem EU Durchschnitt von 474 Kilogramm pro Kopf. Unsere polnischen Nachbarn schafften es im Vergleich mit 272 Kilogramm wesentlich unter der durchschnittlichen Abfallmenge zu bleiben. Normalerweise landen diese jährlich produzierten Mengen irgendwo, wo wir sie nicht sehen und uns damit auch nicht auseinandersetzen müssen. Seit nunmehr schon über einem Jahrhundert gibt es in Deutschland städtische Mülldeponien, auf denen all die Überbleibsel unseres Konsums landeten. Als nach einigen Jahrzehnten der Platz für große Deponien in Deutschland bereits knapp zu werden drohten, wurde in Hamburg 1896 die erste Müllverbrennungsanlage in Betrieb genommen. Heute ist das Verbrennen die häufigste Methode, um die Entsorgung der Abfälle zu gewährleisten.

Die tausenden alten Mülldeponien im Land verbleiben dennoch in der Landschaft. Diese Berge unsortierten Mülls sind nicht nur unschön, sie bedrohen unter Umständen auch das Grundwasser. Im teilweise Jahrzehnte andauernden Zersetzungsprozess werden oft Methangase freigesetzt, die man in vielen Fällen und über eine lange Zeit durch einfaches Abdecken bekämpft hat. Richtlinien besagen in Deutschland schon seit den 1990er Jahren, dass die bereits verfüllten Deponieabschnitte versiegelt werden müssen, um die auftretenden Gase zu kontrollieren.

Da die Deponien aufgrund der möglichen Umwelt- und Gesundheitsgefährdung nicht einfach als Bauland ausgeschrieben werden können, gibt es vermehrt Ambitionen, die Fläche für Photovoltaikanlagen zu verwenden. Das Land Mecklenburg Vorpommern hat 2011 Richtlinien veröffentlicht, die deren Installation vereinfachen sollen.

EIN TEIL DER GESCHICHTE

Die Hausmülldeponie der Universitäts- und Hansestadt Greifswald wurde bis 1996 direkt vor der Stadt, fast symbolträchtig, auf alter Wirtschaftsgrundlage befüllt. Nur noch der Name der Straße erinnert an die jahrhundertelange Tradition des Salzabbaus. Bis 1872 waren die Salinen, die mit bis zu 3 Prozent einen höheren Salzgehalt aufweisen als die Ostsee, immer wieder ein zusätzliches Einkommen für Greifswald. In den 1960er Jahren wurde dann der morastige Boden als ideale Stelle für die städtische Deponie entdeckt. Und so wurde der Ort der Wertschöpfung zu einem Lagerplatz des Überflüssigen.

Vor der Wiedervereinigung sei es eine eher kleine Deponie mit hauptsächlich Asche und Bauschutt gewesen, berichten Mitarbeiter des Recyclinghofs an der Ladebower Chaussee, die sich gerade zur Mittagspause zusammengesetzt haben. Erst ab 1990 sei die 12 Hektar große Fläche nach und nach mit Hausmüll, Schlacke, Klärschlamm und Sperrmüll gefüllt worden.

Bis zur Schließung sechs Jahre später ist der Berg so stark gewachsen, dass man dahinter nicht einmal mehr die Domspitze habe erkennen können, wie ein Mitarbeiter im Recyclinghof an der Ladebower Chaussee erzählt. Nach der Versiegelung wäre der Berg dann soweit wieder abgesackt, dass man Teile der Stadt wieder erkenne kann.

WIE GREIFSWALD MIT SEINEM MÜLL LEBT

Im Bebauungsplan der Stadt von 2009 wird die Altdeponie als integraler Teil der Landschaft angesehen. Neue Gebäude dürfen sie nicht überragen, um die »Silhouette« der denkmalgeschützten Altstadt nicht zu beeinträchtigen. Bis 2000 wurde der Müllberg aufwendig versiegelt und die existierenden Gase werden mittels Gasbrunnen in Strom umgewandelt und in das städtische Stromnetz eingespeist. Eine Photovoltaikanlage steht ebenfalls seit 2008 auf dem Gelände.

Eine unmittelbare Gefahr für die Umwelt, wie zum Beispiel die Salzwiesen im Norden, geht nicht mehr von ihm aus. Trotzdem wird davon abgeraten, den Berg als einen Aussichtspunkt zu nutzen, da man damit eventuell das vorhandene System des Sickerwassers und der Gase »stören« könnte. Somit bleibt die Altdeponie die Hobbithöhle in der Landschaft Greifswalds. Eine Mahnung an unser Konsumverhalten, eine Gelegenheit für alternative Stromerzeugnisse und ein *Denkmal an die Vergangenheit* mitten unter uns. m

TOTE HOSE, ODER WAS?

Ein Rückblick von: Jonas Greiten

Puh, in Vorpommern mal wieder nichts los, am Wochenende nach Berlin zum Feiern fahren und in den Semesterferien ist sowieso niemand hier. Stimmt das? Nein, Greifswald war nicht untätig im Jahr 2016. Ein paar Highlights zusammengestellt.

Februar

Im Max-Planck-Institut wird zum ersten Mal Wasserstoff-Plasma hergestellt. Damit hat die größte und modernste Anlage zur Plasmagenerierung der Welt den wichtigsten Test bestanden und der Experimentierbetrieb kann beginnen. Angela Merkel gab ein Grußwort zum Besten, Erwin Sellering, Ministerpräsident, lobte die fortschrittliche Ausrichtung Greifswalds und Stefan Fassbinder, Oberbürgermeister von Greifswald, saß selig lächelnd im Publikum. Draußen vor der Tür zogen ungefähr sieben Anhänger der FFDG-Bewegung auf und protestierten gegen Merkels Politik – misstrauisch beäugt von den Polizisten auf dem Dach des Max-Planck-Instituts.

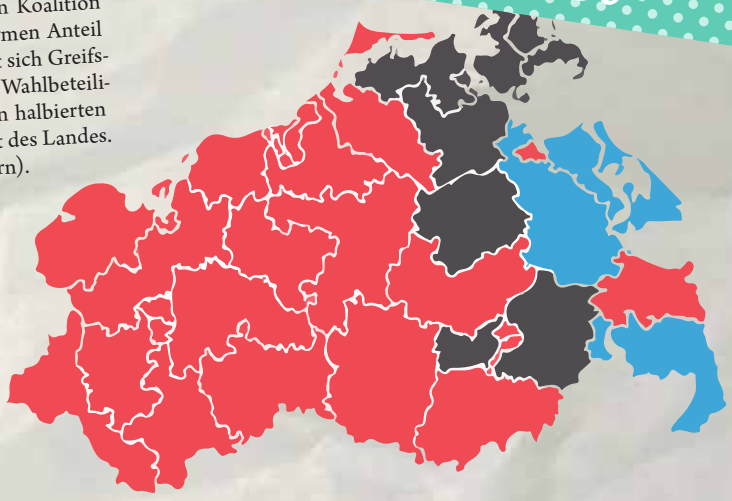
April

Der Kampf um die Bahnhofshallen auf dem Gelände des Kraftwagenausbesserungswerks ist in vollem Gange. Obwohl eine Bürgerbefragung in der Fleischervorstadt feststellte, dass die Bewohner keinen Bedarf an einem weiteren Einkaufszentrum hatten, ist der Ausbau der Ruinen zum Einkaufsparadies beschlossene Sache. Problematisch ist dabei neben der enormen Verkehrsbelastung der Bahnhofsstraße vor allem die Konkurrenz zu den Geschäften der Innenstadt. Hermann Jesske, Inhaber des gleichnamigen Modegeschäftes in der Dompassage, äußert Kritik an den Plänen der Stadt. Er erklärt, jeder Mensch, den die Innenstadt an andere Stellen verliere, sei schmerzhaft. Der Ort des Zusammenkommens für eine städtische Gemeinschaft, die Innenstadt, gehe dadurch verloren. Und diese werde vor allem durch kleine Geschäfte geprägt, die gegen große Ketten nicht bestehen können. Der Ausbau des Bahnhofsgeländes ist mittlerweile beschlossene Sache, die Zukunft der Dompassage, die einen wichtigen Teil des Innenstadtlebens ausmachen könnte, verbleibt ungewiss.

Juni

Das Greifwald International Students Festival (GriStuF) lädt nach Greifswald ein. 200 Bewerber aus der ganzen Welt werden angenommen, ungefähr 150 sind auch in Vorpommern angekommen. Das Festival verbindet Weltoffenheit, Originalität, Kreativität und Nachhaltigkeit und war 2016 dem Thema Meer gewidmet. Arbeitstitel: »Sea: The Future. Discovering the Ocean Current.« Gäste des Naturschutzbundes, von Greenpeace und Anderen waren eingeladen, hielten Vorträge und luden alle Menschen in Greifswald zu Diskussionen ein. Greifswald international: Besonders begehrt waren Festivalplätze übrigens bei Studenten aus den Vereinigten Staaten, Kanada und Bangladesch.

September



Landtagswahl in Mecklenburg-Vorpommern. An der Großen Koalition wird sich nichts ändern, die Randpartei AfD hat einen enormen Anteil der Stimmen erhalten und wurde zweitstärkste Kraft. Wie hat sich Greifswald entschieden? Kurz gesagt, recht durchschnittlich. Die Wahlbeteiligung war nicht höher als die im gesamten Land, die Grünen halbierten ihre Stimmen und lagen damit immer noch höher als im Rest des Landes. Sonst nichts Neues im Osten (von Mecklenburg-Vorpommern).

Oktober

In Berlin erhalten die Bauingenieure des Sperrwerks in Wieck den Deutschen Ingenieurbaupreis. Gelobt wurden von den Juroren die interdisziplinäre Zusammenarbeit, die bei dieser innovativen Sturmschutzlösung sehr gelungen war. Das Sperrwerk war im Sommer nach zehnjähriger Bauzeit fertiggestellt worden. Im Januar 2017 wurde das tonnenschwere Tor geschlossen, um die größte Sturmflut an dieser Küste seit dem Jahre 2006 abzuwehren. Das Sperrwerk hat seine erste große Probe anstandslos bestanden.

KURZURLAUB

Text & Foto: Klara Köhler

Jetzt kommt wieder die Zeit, in der man sich gerne mal an fremde Orte träumt. Oder bekannte Orte, an denen man einfach für kurze Zeit alles vergessen kann. Mich führen meine Gedanken meistens nach Schweden, in irgendeinen Wald oder an einen verschneiten See. Wenn man dann stattdessen die Unibücher aufschlägt, um sein Gewissen zu beruhigen, rechnet man doch unbewusst aus, wie viel Geld man für eine Reise übrig hat. Hauptsache raus aus der Bibliothek und weg.

Früher habe ich viel gelesen, doch seit dem Studienbeginn häufen sich die ungelesen Bücher in meinem Regal. Dabei ist Lesen doch eigentlich die beste Art, alles zu vergessen und in eine andere Welt abzutauchen. Inzwischen muss der kurze Blick auf die Rückseite des Buches reichen. Wie oft ertappe ich mich dabei, bei Netflix eine Serie zu gucken anstatt in meine Bücher? Wenigstens bin ich noch nicht so verzweifelt, dass ich »Die Rekruten« anschaue, um nicht lernen zu müssen. Die heilende Wirkung von Büchern will sich bei meinen Lernbüchern auf jeden Fall nicht einstellen.

Ein anderer Weg, um einmal aus dem Alltag rauszukommen, ist sich bewusst zu machen, wo wir wohnen. Andere bezahlen Geld dafür, um hier ein Wochenende zu verbringen. Für einen Spaziergang am Ryck oder eine Fahrt zum Bodden muss ich mich nur überwinden, vor die Tür zu gehen. Auch wenn wir uns alle einig sind: Greifswald ist schön, aber nach Weihnachten und Silvester fällt es einem besonders schwer wieder zurück zu fahren. Das liegt nicht unbedingt an den zusätzlichen Tüten mit Geschenken, die man mitschleppt. Im Januar beginnt die unschöne Prüfungszeit. Eigentlich sollte man jede Lernpause am Wasser verbringen – jeden Tag eine kleine Auszeit vom Stress.

Oder wie ein weises Känguru einst sagte: »Wenn man für eine Weile die Möbel umstellt, kann man ganz billig Urlaub machen.«

LOBESI
& VER

EIN LIED, DAS KEINER KENNT

Text: Michael Fritsche

So ist es wohl. Beim allwissenden wikipedia finden wir auch nur das »Mecklenburg-Lied«. Warum? Eine Bildungslücke? Obwohl der NDR vehement darauf verweist, dass es seit dem 25. Geburtstag des Bundeslandes »im Umlauf« ist, ist es noch nicht zu so vielen vorgedrungen. Das Alter des Publikums spielt vielleicht eine Rolle. Und wirklich, vereinzelt gibt es sogar Studenten, die es kennen und es kommentierten.

Ich kann nicht genau sagen, wann es war. Die Temperaturen kletterten auf jeden Fall schon über den sehr angenehmen Bereich hinaus. Juni wäre denkbar. Ich war auf dem Weg in die Heimat. Dann war es plötzlich da. Ich drehte das Radio lauter. Dieses Lied bildete einen Kontrast zu dem üblichen Kram, der immer und immer wieder gespielt wird. Der Text blieb im Gedächtnis hängen, sodass ein späteres Nachschlagen ziemlich schnell ein Ergebnis brachte. Das Thema lautete Mecklenburg-Vorpommern (MV) und das Lied enthielt eine Aufzählung regional-typischer Dinge. Es drehte sich um all das, was dieses Bundesland ausmacht. Bei mir beziehungsweise uns als Freunde des Stadiongesangs hüpft das Herz höher, wenn wir was mit solchen regionalen Bezügen hören, dabei ist es egal, ob bei Babelsberg 03 mal wieder »Döner, Falafel, wir kommen von der Havel!« gegrölt wird oder es durch Oberhausens Fan-Kurve »Wer ist die Macht vom Niederrhein, vom Ruhrpott sowieso?« schallt. Erst später erfuhr ich, dass es sich bei der »MV-Hymne« um ein Geburtstags-Projekt des Norddeutschen Rundfunks (NDR) handelte. Die Geschichte des Bundeslandes ist bekannt. Auch 25 Jahre nach der Gründung wirkt das Land noch immer wie geteilt. Im West-Teil, also Mecklenburg, befindet sich die wunderschöne Mecklenburger Seenplatte. Okay, da kann Vorpommern im Osten mit Rügens Kreideküste noch mithalten. Wirtschaftlich ist im Westen mehr los – Rostock, Wismar, Schwerin. Die wirtschaftlichen Adern werden durchblutet. Im Osten scheint man bald nach dem Strohhalm Szczecin zu greifen, um einen Gegenpol zur Metropolregion Hamburg-Schwerin erschaffen zu können. Warum nicht? Wirtschaftsgeographen appellieren schon lange daran, dass zwischen Pasewalk und Gartz einfach ein Zentrum gesetzt werden müsste. Diese MV-Hymne möchte nun eine Brücke zwischen beiden Landesteilen schlagen. Doch schauen wir zunächst, ob es bereits Lieder gibt, die beide Teile repräsentieren. Fürwahr gibt es da nichts. Mit dem Mecklenburg-Lied über seine Ostseewellen haben es die Bewohner schon seit 1907 zu tun. Wer Fan von Werder Bremen ist, kann mit der Melodie etwas anfangen. Der Inhalt ist ziemlich simpel: der Strand, die Kiefern und die Bauern. Dann gibt es da noch ein zweites Lied, das wesentlich mitreißender ist. Zu einem sehr stilvollen Text kommt noch eine weitaus emotionalere Melodie, die noch aus der Zeit der französischen Unterdrückung stammt. Nach dem Sieg über Napoleon entstand das Lied »Freiheit, die ich meine«. Auf dieses wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein symbolhafter Text mit den typischen romantischen Sehnsuchtsgedanken gelegt. Das Schöne an der Sache ist, dass der Text so neutral geschrieben wurde, sodass man sogar des Öfteren in Polen auf dieses Lied angesprochen wird.

Gehen wir nun über zum »Land zum Leben«. Die Feder führten hierbei Matthias Heil, Christian Kohlhof und Mathias Lehmann. Drei Strophen werden durch einen Refrain und einen Brückenteil verbunden.

In der ersten Strophe geht es um die Architektur und die Landschaft. Ein gehobener Stil (siehe »schwären«) wird durch »moderne« Einschübe unterbrochen. Die Strophe endet mit:

»Im Großen und Ganzen bist du der Weg und das Ziel«,

was manch einer vielleicht nicht verstehen kann, da er die landschaftlichen Vorzüge des Landes nicht erkennt. Die Art des anschließenden Refrains steht im Kontrast zu der harmonischen Melodie der einzelnen Strophen.

Darauf folgt die zweite Strophe, die inhaltlich am stärksten ist. Wie in der ersten haben wir es hier mit einem Parallelismus durch die Verwendung der Personal- bzw. Possessivpronomen in der 2. Person Singular zu tun. Durchweg werden hier charakteristische Merkmale des Landes aufgezählt. Gelungen. Danach schließt sich der gewöhnungsbedürftige Refrain an.

Der Brückenteil ist ebenfalls stark. Er enthält eine Anspielung auf das Schweriner Schloss und hebt erneut die Natur MVs hervor sowie das gesellschaftliche Zusammenleben. Davon bekommen die meisten Studenten nichts mit, da sie sich im Kontakt zu den »Eingeborenen« doch stark zurückhalten. Aber so unangenehm sind die hier gar nicht. Dann folgen noch Bezüge zur slawischen Vergangenheit des Landes.

Den Abschluss bilden der Hinweis auf die ehemals starke Aktivität im Schiffbau und die Aussicht, dass MV nur dann lebenswert bleibt, wenn man innovative Wege findet – denn die Natur allein hält die Leute hier nicht. ⓜ

HYMNE
RRISS

#NOTMYHYMNE

Text: Jonas Greiten

In etwas über fünf grausamen Minuten wird MV auf eine recht einfache Formel gebracht, die da lautet: Eigentlich ist hier alles in Ordnung.

»Im Großen und Ganzen bist du der Weg und das Ziel.«

Dazu reihen die Autoren dieses Verbrechens an der Musik entlang ein paar Adjektive und Eindrücke aneinander, die MV beschreiben oder ***beschreiben könnten***.

> ***» Du bist Backstein und Kreide, du bist Platte und Stuck, du bist Wald und Getreide, der gelbe Raps dein Schmuck. «***

Hauptsächlich wird in vielen Variationen angepriesen, dass hier viel Platz ist, ein bisschen Natur und irgendwo liegen angeblich auch ein paar Backsteine rum. Schön, stellenweise ist das Lied tatsächlich recht durchdacht, spricht es doch den Untergang der Werftindustrie an und lobt die Voreiterrolle des Bundeslandes im Feld der erneuerbaren Energien.

Nichtsdestotrotz verkörpert dieses Lied genau die Sicht auf das Land, die den etablierten Parteien im Wahljahr 2016 zum Verhängnis geworden ist: »Eigentlich ist doch alles gut.« Ja, MV hat mit Rostock, Greifswald und Stralsund große Zentren, die akademisch und technisch gut aufgestellt sind. Ja, Rügen ist im Sommer Urlaubsziel für ganz Deutschland. Ja, drei oder vier tolle Backsteinkirchen soll es hier und da geben. Aber all das, was nicht in dieses verklärte Bild von MV passt, ist dann auch nicht relevant. Östlich von Greifswald könnte auch eine weiße Stelle auf der Landkarte zu sehen sein. Das ländliche Vorpommern ist quasi uninteressant – für Politik und diese schreckliche Komposition. Kein Wunder, dass die Ignorierten dort mit Zweidrittelmehrheiten rechte Parteien wählten. Und genau wie die Politik sucht sich das Lied einige Sahnehäppchen aus, ignoriert aber den Großteil der Bevölkerung.

Rügen – im Sommer Urlaubsziel, im Winter tote Hose. Eine Insel, auf der viele alkoholabhängig werden und wo im Winter eine hohe Suizidrate die Bevölkerung weiter schrumpfen lässt, wo sie sowieso schon durch die Landflucht dezimiert wird.

Dazu passend wird die »MV-Hymne« mit schrecklichen Ballermann-Großraum-Disco-90er-Beats untermalt. Auch das passt gut in das Bild, das das Lied abliefert. Egal, wie die Lage ist, wir machen Party, gucken uns nur die schönen Sachen an und betrinken uns am Ballermann. Ganz prima. Dass dieses Lied noch keinen Aufstand der Landbevölkerung ausgelöst hat, ist aber noch das größte Wunder. Keine klassisch mecklenburgische Musik, akzentfreie Sprache und Großraum-Feeling. Das Lied charakterisiert MV auf eine unglaublich unpassende Art, wie das Bundesland auf einen Urlauber aus Bayern an einem schönen Sommertag wirken muss. Von der Realität ist das jedoch weit weg, eine satirische oder pfiffige Anspielung auf einen einzigen negativen Aspekt hätte dem Ganzen wirklich gut getan. Aber egal, im Großen und Ganzen ist ja alles in Ordnung. ⓜ

EIN ROTER KNOPF MIT TOTENKOPF

Text: Philip Reissner

Jill Stein a.k.a. Poison Ivy, Beschützerin all dessen, was Gut und Grün ist, sitzt angespannt auf ihrem 70er Jahre Drehstuhl in ihrem Geheimversteck hinter dem Hollywood-Schriftzug.
Ihr geduldiges Warten wird schließlich belohnt, als sich eine finstere Gestalt neben ihr aus dem Schatten materialisiert. »Ra's. Das hat ja ziemlich gedauert. Ist alles nach Plan verlaufen?«
»Leider muss ich Sie enttäuschen. Ich musste zu Plan B übergehen.«
»Plan B? Aber es gibt keinen Plan B.«
»Jetzt schon!«, hallt Hillary Clintons Stimme durch die spärlich eingerichtete Räumlichkeit.
»Sie haben mir zum letzten mal meine Machtübernahme vereitelt. Sie und dieser Jude Sanders!«
SJWs in SS-Uniformen nähern sich, umzingeln Ivy wie Efeu eine Platane.
»Wartet!«, funkt da eine weitere unerwartete Person dazwischen. Es handelt sich hierbei um Edward Nigma a.k.a. den Riddle-Blower, dessen Popularität ihm selbst das größte aller Rätsel ist.
Keuchend und strauchelnd bringt er nur drei Worte hervor, bevor er vor Erschöpfung zusammenbricht: »Russland! Putin! Hacker!«

Meanwhile in Russia...
Professor Charles Obvious und seine W/O-men haben den Kreml erfolgreich gestürmt.
Überall liegen »besiegte« Soldaten herum. Putin sitzt in aller Gelassenheit und oberkörperfrei da, ein wichtiges Schriftstück auf dem Rücken eines Bären unterzeichnend.
»Jetzt werden Sie für ihre üblem Machenschaften bezahlen!«, kündigt der Professor an.
Putin legt den Stift zur Seite. Man könnte fast meinen, dass selbst diese Tätigkeit bei ihm einen russischen Akzent besitzt. »Die Sache ist nicht ganz so offensichtlich, wie Sie denken. Nicht ich stecke hinter dieser Verschwörung. Ich verschaffe mir lediglich einen Vorteil.«
Sein Stuhl knarrt mit einem durchdringenden, russischen Akzent, als Putin von ihm aufsteht.
In einer durchaus coolen »Come-at-me-Bro«-Pose stellt er sich vor seine Kontrahenten, und ganz plötzlich sinkt die sowieso schon niedrige Raumtemperatur um weitere 20°C.
Die »besiegten« Soldaten richten sich langsam auf, ihre Haut blass, ihre Augen eisblau leuchtend. Ein ominöser Wind haucht unseren Helden entgegen. »Brace yourselfes! Russia is comming!«

Meanwhile in the White House...
»Wofür ist dieser Knopf dort?«
Obama schüttelt resignierend den Kopf. »Das hatte ich Ihnen bereits erklärt. Diesen Knopf sollen Sie am besten niemals anfassen. Überlassen Sie das den Leuten, die davon Ahnung haben.«
»Ich habe Ahnung! Ich habe die größte Ahnung! Meine Ahnung ist unglaublich!«
»Unglaublich... ja, so würde ich es in der Tat auch beschreiben.«
Beide drehen sich zur Tür des Büros als jemand mit stampfenden Schritten hereinkommt.
»Wodurch sind die Dinosaurier ausgestorben?«, erfragt Senator Schwarzenegger a.k.a. Mr. Freeze in einem lächerlich germanischen Akzent.
»Durch einen Meteoriten«, anwortet Obama korrekt und wendet sich wieder an Trump.
»Wollen Sie den etwa auch in Ihr Kabinett aufnehmen?«
»Bisher noch nicht, aber wenn er schon mal hier ist...«
»Wo ist Hillary Clinton?«, richtet sich Freeze mehr an den Raum selbst, als an jemand bestimmten.
»Ich hatte den Auftrag ihr eine Erkältung zu verschaffen, sodass wir sie im letzten Moment durch Bernie Sanders ersetzen können.«
»Haha! Ein genialer Plan!«, amüsiert sich Trump, »der hätte von mir kommen können. Allerdings müssten Sie sich die Mühe gar nicht machen. Die schafft es ja nicht mal alleine die drei Schritte bis zu ihrem Auto! Aber jetzt wieder zurück zum Thema: Wofür ist nochmal dieser Knopf?«
Obama fasst sich genervt an die Stirn. »Mal im Ernst! Sie verarschen uns doch alle! Sie können nicht wirklich so blöd sein! Kein Mensch kann so blöd sein!«
Trump nickt die Feststellung mit seinem hinreißenden Gewinnerlächeln ab.
»Entschuldigung, was sagten Sie gerade? Ich habe nicht zugehört.«

Ihr seid in eurer Freizeit auch literarisch aktiv, schreibt gerne und wolltet schon immer mal im **moritz**. publiziert werden? Dann schickt euer Werk an *magazin@moritz-medien.de !*

»Home is where your Heart is«

Text: Sophie Möller

So, jetzt ist es also soweit. Ich kann endlich mal wieder nach Hause fahren. Da meine Heimatstadt eine Tagesreise von Greifswald entfernt liegt, war ich seit dem Semesteranfang nicht mehr dort. Die letzten Monate gingen sehr schnell vorbei: zwischen Uni, neuen Freunden und einer neuen Stadt, die es zu entdecken gilt, blieb nicht viel Zeit für Heimweh. Das kommt erst am Abend vor der Rückfahrt, wenn ich mir all die Dinge vorstelle, auf die ich mich zu Hause am meisten freue. Natürlich freue ich mich vor allem darauf, Zeit mit meiner Familie zu verbringen und meine Freunde aus der Schulzeit wiederzusehen. Und unseren (neuen) Hund. Vor allem den Hund, auch wenn ich ihn noch gar nicht kennen gelernt habe. Aber es sind die kleinen Dinge, die ich gerade am meisten vermisse.

All die kleinen Eigenarten an unserem Haus und unserer Stadt, die sich wie Zuhause anfühlen, auf eine Art, in der Greifswald und meine neue Wohnung das noch nicht tun. Ich vermisse das mehr oder weniger kontrollierte Chaos, das meine Familie ausmacht. In meinen eigenen vier Wänden hat mein Ordnungssinn überhandgenommen, alles ist schön logisch, also nach meiner Logik, sortiert. Aber plötzlich kommt es mir langweilig vor, nur ein Ordnungssystem im Regal zu haben statt in vieren gleichzeitig und alles immer auf Anhieb zu finden. Ich freue mich auf den Blick aus dem Esszimmerfenster, wo man morgens wunderbar Teetrinken und dabei den Hunden beim Menschen ausführen zuschauen kann. In Greifswald sehe ich aus meinem Fenster auf eine Baustelle. Ich vermisse auch die Leuchtsterne, die, solange ich mich erinnern kann, über meinem Bett an der Decke hängen, und das Sofa, das schon genauso lange im Wohnzimmer steht. Das alles kann ich kaum erwarten wiederzusehen.

Nach langer Fahrt stehe ich nun endlich vor dem vertrauten, geliebten Haus. Der Garten sieht anders aus – aber vielleicht liegt das auch nur am Licht. Meine Familie ist angemessen froh, mich zu sehen. Der Hund begrüßt mich freudestrahlend – nicht der geduldige Gefährte meiner Kindheit, der nun im Hundehimmel ist, sondern ein drei Monate altes Fellknäuel. Ein Nachfolger, kein Ersatz, daran muss ich mich erinnern. Der erhöhte Flauschigkeitsfaktor tröstet auf jeden Fall schnell über die fehlende Vertrautheit hinweg. Ich bin glücklich, zu Hause zu sein.

Eine Woche später bin ich immer noch glücklich, zu Hause zu sein. Auch wenn ich mich langsam daran erinnere, wieso ich mich so sehr darauf gefreut habe, auszuziehen. Ich finde alles Mögliche im Bücherregal, aber das Buch, das ich suche, bleibt hartnäckig verschollen. Das würde mir in meiner Wohnung nicht passieren. Beim Teetrinken blicke ich nun nicht mehr nur auf Spaziergänger, sondern auch auf ein Neubaugebiet. Da fällt mir ein, dass ich in Greifswald morgens hinter der Baustelle den Sonnenaufgang beobachten kann. Das Sofa ist noch genauso bequem, wie ich es in Erinnerung hatte – der Sessel in meiner Wohnung aber auch.

Beim Abendessen passiert es. Meine Schwester fragt, ob sie sich ein Buch von mir ausleihen kann. »Das würde ich dir ja gerne geben, aber das steht gerade zu Hause…"Ich meine, in Greifswald.« Ist Greifswald nun auch mein Zuhause geworden? Ohne, dass ich es gemerkt habe? Nachts kommt mir die Stadt schon noch sehr fremd vor. Und so viele Leute kenne ich auch noch nicht. Aber wenn ich so darüber nachdenke, freue ich mich schon darauf, wieder nach Greifswald zu fahren. Ich muss schließlich meinen Freunden ein paar hundert Hundefotos zeigen. Und ich merke, dass ich anfange, die kleinen Dinge zu vermissen. Meine Wohnung, an der keine Kindheitserinnerungen hängen, sondern Pläne für die Zukunft. Und viel Spaß in der Gegenwart. Hin und wieder eine Möwe zu hören. Auf dem Weg zur Uni einer Wagenladung ordentlich farbkodierter Kita-Babys beim Morgenspaziergang zu begegnen. Das alles fühlt sich bereits vertraut an. Vielleicht kann ich doch schon sagen: Morgen fahre ich wieder nach Hause. ⓜ

EIN TRÄUMER UND DIE LIEBE

Text: Jenny Röttger

Nach dem Aufenthalt am Mississippi brechen die Gebrüder Grimm nun in kälteres Klima und zu etwas weniger abenteuerlicher Literatur auf. Diesmal geht es nach Russland in die schöne Stadt Sankt Petersburg, um Dostojewski's Weiße Nächte zu lesen.

Jacobus: Nach den abenteuerlichen Reisen mit Huckelberry Finn auf dem Floß, wie wäre es diesmal mit einem Klassiker, der etwas weniger Action, dafür aber umso mehr Gefühl bereit hält? Ich finde, uns fehlt eine Liebesgeschichte – vielleicht ein dramatische – in unserem Kanon. Was meinst du, Willy?

Willy: An was hast du denn gedacht? Hoffentlich nicht Romeo und Julia?

Jacobus: Ich dachte an Fjodor Michailowitsch Dostojewski's »Weiße Nächte«.

Willy: Oh, das ist doch ein eher nicht so bekanntes Werk von ihm, oder?

Jacobus: Stimmt, aber vielleicht ein guter Einstieg in die klassische russische Literatur. Außerdem wird das Lesen wohl nicht so lange dauern. Es hat gerade Mal knapp hundert Seiten. Wir müssen es auch nicht auf Russisch lesen.

Willy: Umso besser, ich kann kyrillisch nämlich nicht entziffern.

Drei Tage später

Willy: Meine Güte, unser Protagonist ist ja wohl die Versinnbildlichung eines Weicheis, oder? Vor allem im Vergleich zu den griechischen Helden aus der Illias oder dem mutigen Huckelberry und seinem Freund Tom Sawyer. Wirklich etwas ganz Anderes. Er beschreibt sich ja schon selbst als »Träumer«. Da lebt er acht Jahre in Sankt Petersburg und lernt einfach niemanden kennen. Zieht sich in sein Kämmerlein zurück wie in ein Schneckenhaus und wenn er doch mal herauskommt, dann redet er mit niemandem. Ein Wunder, dass er diese Nastenka überhaupt kennengelernt hat … !

Jacobus: Ein wenig heldenhaft ist er aber schon, als er die junge Dame so vor dem aufdringlichen Fremden rettet, oder nicht?

Willy: Das war aber auch eher Zufall. Oder Glück, dass er den einfach so losgeworden ist. Etwas Heldenhafteres wird er in seinem Leben wohl auch nicht mehr vollbringen, der Süßholzraspler …

Jacobus: Da hast du wohl recht. Reden kann er ja, unser nicht namentlich genannter Protagonist, und sehr belesen ist er auch. Man muss ihn schon mögen, den intensiven, etwas blumig und süßlich wirkenden Erzählstil. Es geht ja um nichts anderes als um die Gefühle zweier Menschen zueinander, die natürlich auch an die gesellschaftlichen Regeln der damaligen Zeit gebunden sind. Man erfährt über das Leben und die Vergangenheit der zwei Protagonisten nur äußerst wenig. Alles ist auf das zwischenmenschliche Gefühl der beiden fokussiert.

Willy: Diese Nastenka erscheint mir aber gar nicht so verliebt wie unser Protagonist, oder nicht? Naja, immerhin hat sie ihn ja auch gewarnt, er solle sich nicht in sie verlieben. Und ihr Herz gehört ja auch diesem Anderen, dem ehemaligen Untermieter aus ihrem Haus.

Jacobus: Ja, aber das hätte sie sich wohl auch sparen können, immerhin wird schon am ersten Abend, den die beiden miteinander verbringen, klar, dass es dafür eigentlich schon zu spät ist. »Er«, der Erzähler, verliebt sich blind und Hals über Kopf schon bei der ersten Begegnung. Aber recht hast du, im Gegensatz zu ihm scheint Nastenka zwischen kindlich naivem, etwas egoistisch rücksichtslosem Verhalten und ernst gemeinter Verliebtheit ständig zu schwanken. Zeigt sich ja auch am Ende.

Willy: Wusstest du eigentlich, dass viele vermuten, dass dieser Roman viele autobiografische Elemente enthält?

Jacobus: Du meinst, Dostojewski ist unser Träumer aus der Geschichte?

Willy: Ganz genau. Eine andere Interpretation sagt, dass der Protagonist einem engen Freund von Dostojewski nachempfunden ist. So oder so, ein bisschen leid tut er einem von Anfang an. Das ging bestimmt auch Dostojewski so.

Jacobus: Jedenfalls gefällt mir die Geschichte, auch wenn sie eigentlich nicht zu den großen Werken Dostojewskis zählt, wie zum Beispiel »Schuld und Sühne« oder »Der Idiot«. Es ist ein schöner Einstieg in die russische Literatur. ⓜ

TERMINE 2017

27.01. AStA Spieleabend
mit dem Falladahaus in der Kiste

30.01. Film HoPo
Siegerbeitrag vom Filmwettbewerb. Mit Anwesenheit des Regisseurs

29.03. Ersti-Woche SoSe
– 02.04.

01.04. Semesterzeit
– 30.09.

03.04. Vorlesungszeit
– 15.07.

21.04. Studententage
– 07.05.

01.05. Prüfungsanmeldung
– 15.05. Nachfrist (gebührenpflichtig): 16.05. – 06.06.

06.05. CUN (Clubs-U-Night)

06.06. Projektwoche
– 10.06.

14.06. Internationaler Tag

10.07. Rückmeldefrist
– 11.08. Nachfrist (gebührenpflichtig): 12.08. – 01.09.

10.11. 24-Stunden Vorlesung

Musik

JODELN GEGEN DIE MARSINVASION

Text: Lorenz Lang

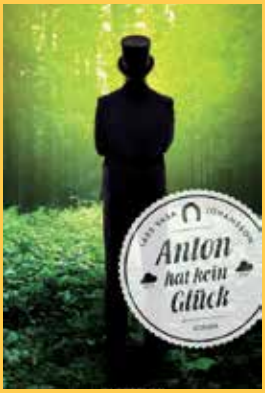
Subjektive Wertung: ★★★★☆
»LAUT yodeln« von Diverse
Trikont | 16,99€ | Seit November 2016

Ursprünglich als Verständigungsmittel in unwegsamen Alpenregionen entstanden, sollte man meinen, dass die Kommunikationsform des Jodelns in der modernen Welt von iCloud und Smartphones ausgedient hat. Dass Jodeln mehr als zweckgebundene Kommunikation ist, zeigte das LAUTyodeln Festival in München im Sommer 2016. Mit der CD »LAUTyodeln« hat der Trikont-Verlag nun eine Auswahl der Stücke des Festivals vorgestellt. Beim ersten Durchhören überrascht die Vielfältigkeit der Songs. Cover der Countryklassiker »Your cheatin heart« und »Tenesse Waltz« stehen Seite an Seite mit Jodelpassagen. Das Stück »Baka beyond: firefly Yelli« orientiert sich an afrikanischen Jagdgesängen, während in »I Can't Compete« für das Jodeln eher untypische, melancholische Klänge im Vordergrund stehen. Das klingt oft erstaunlich harmonisch, zum entspannten Abschalten sind die Stücke aber nicht geeignet. Das liegt in erster Linie an der Natur der Jodel-Klänge, die im Gegensatz zu eingängigen Pop-Melodien nicht nach der größten klanglichen Schnittmenge mit dem Publikum suchen, sondern im Sturzflug zwischen den Tonarten das Archaische in der menschlichen Stimme in den Mittelpunkt stellen.

»Jodaleheeeeeriidoo«

Fraglich bleibt dennoch, ob das Jodeln als Darbietungs- und Kunstform überhaupt dafür geeignet ist, auf CD gebrannt zu werden. Denn das achterbahnartige Wechseln der Stimmlage beim Jodeln macht es jedenfalls dem unerfahrenen Zuhörer nicht leicht, sich auf die Stücke einzulassen. So oder so ist das LAUTyodeln-Festival ein Kulturprojekt fernab von einfallslosem Kommerz, dem man weder mangelnde Vielfältigkeit noch humorbefreite Selbstüberhöhung vorwerfen kann. So stellt der Verlag in der beigelegten CD-Beschreibung fest, dass die Aliens in dem Film »Mars Attacks!« letztlich durch eine Mischung aus Country und Jodeln aufgehalten werden. Wenn das kein Argument ist, sich im Hochalter des Plastik-Pop mit dem Jodeln auseinanderzusetzen, was dann?

Buch



MÜDES MISANTHROPEN-MÄRCHEN

Text: Florian Leiffheidt

Subjektive Wertung: ★☆☆☆☆
»Anton hat kein Glück« von Lars Vasa Johansson
rowohlt | 19,95 Euro | Seit Oktober 2016

Was kann es Schöneres geben, als die Tage zwischen den Feiertagen und dem Jahreswechsel mit einem unterhaltsamen Buch zu verbringen? Was kann es Schöneres geben, als dieses Buch anschließend zu rezensieren, zu loben oder gar zu empfehlen? Da diese beschriebene Situation jedoch nicht eingetreten ist, sei an dieser Stelle angemerkt: Der Rezensent ist schwer enttäuscht und, daraus resultierend, verstimmt. Dabei scheinen die Gegebenheiten des skandinavisch-märchenhaften Romans »Anton sucht das Glück« von Lars Vasa Johansson geradezu prädestiniert für eine Handlung voller Absurditäten und Skurrilitäten: Ein mit dem Leben, seinen Mitmenschen und sich selbst höchst unzufriedener Berufszauberer in der vermeintlichen Blüte seiner Jahre zieht durch seinen misanthropischen Charakter sowohl den Unmut einer Waldfee als auch einen Todesfluch auf sich. Um diesem zu entgehen, muss er drei Prüfungen absolvieren, welche mit Begegnungen mit weiteren skandinavischen Sagengestalten verbunden sind. Neben diesem Handlungsstrang wird in Rückblenden ebenso die Geschichte einer gescheiterten Liebe erzählt wie die einer unglücklichen Kindheit in vereinsamt-ländlichen Schweden.

»Zum ersten Mal hatte ich den Eindruck, ich könnte meinen Eltern etwas Interessantes erzählen«

Stoff und Personal genug also, um einen Plot voller Witz, Überraschung und Lesefreude zu zaubern – leider bleiben eben diese jedoch aus. In vorhersehbarer, teilweise schablonenhafter Sprache entfaltet Johansson, oder eher die deutsche Übersetzung seines Erstlingswerkes, eine Story, welche zeitweilig den Anschein eines Sammelsuriums skandinavischer Sagengestalten erweckt und dabei die Hauptfigur in so plakativ menschenfeindlicher wie selbstgerechter Art erscheinen lässt, dass keinerlei Empathie möglich ist. Charles Dickens verfasste einst eine Geschichte, in der ein Misanthrop durch drei Geister geläutert wurde. Johansson benötigt mehr Geister, mehr Zeit – und leider zu viele Seiten.

Film

SCIENCE-FICTION PAR EXCELLENCE

Text: Jenny Röttger & Rudolf Becker

Subjektive Wertung: ★★★★★
»Arrival« Sony Pictures Home Entertainment
Kino | FSK 12 | Seit November 2016

Eigentlich wäre es das Beste, diesem Film möglichst wenig vorweg zu nehmen. Sich unbedarft auf ihn einzulassen ist nicht nur der beste Weg, sich den Film anzusehen, sondern auch die Kritik des Films selbst. Er ist einer der besten Science-Fiction Filme seit langem – ohne dabei irgendeinem Science-Fiction Film zu gleichen. Arrival vollzieht in eleganter Weise die Königsdisziplin des Science-Fiction. Es geht nicht um Action oder Patriotismus, sondern den Diskurs der Menschheit und das Thematisieren alternativer Existenzen, um auf Dinge hinzuweisen, über die man sich sonst keine Gedanken gemacht hätte.

Basierend auf der Kurzgeschichte »The story of your life« von Ted Chiang erzählt der Film von der Ankunft einer Alienrasse auf der Erde. Aus heiterem Himmel tauchen auf der Erde zwölf steinartige Raumschiffe auf. Die Protagonistin Amy Adams ist Linguistin und renommierte Übersetzerin. Ihr Auftrag: mit den Aliens kommunizieren. Andere Genrevertreter schlagen einen uneleganten Bogen um das Thema der Andersartigkeit von Aliens. Bei Star Trek sind alle irgendwie humanoid mit unterschiedlichem Kopfschmuck. Star Wars machte viele Außerirdische tierähnlich. In Arrival werden die Ankömmlinge Heptapoden genannt, sie ähneln entfernt einem gigantischen Tintenfisch. Und dies ist das Einzige, was dem Zuschauer bekannt vorkommt. Ohne zu viel verraten zu wollen: Sie unterscheiden sich in nahezu allen Punkten, die den Menschen ausmachen.

»Wir wissen nicht, ob sie den Unterschied verstehen, zwischen einer Waffe und einem Werkzeug«

Arrival skizziert gekonnt die Möglichkeiten und Grenzen menschlicher Sprache und Kommunikation. Dabei kommt der Film ohne viel Action und Explosionen aus, aber dennoch wird er nicht langweilig bis zum gelungenen Schlusstwist. Selbst wenn man mit dem Genre sonst nicht viel anfangen kann, kommt man hier auf seine Kosten – und als Fan erst Recht. Niemand geht aus dem Kino, ohne sich Gedanken über das eben Gesehene zu machen.

Buch

NERVTÖTEND REALISTISCH

Text: Veronika Wehner

Subjektive Wertung: ★★★★☆
»Studierst du noch oder lebst du schon?« von Tiphaine Rivière
Knaus | 19,99 Euro | Seit Oktober 2016

Jeder Student kennt die Herzrasen verursachenden Verhöre, in denen sich Verwandte und Bekannte nach dem Fortschritt an der Universität erkundigen. Die Erklärung, was man eigentlich macht, gerät schnell zu einer defensiven Rechtfertigung für die eigene Lebensentscheidung. Für eine illustrierte Beantwortung dieser Fragen hat Tiphaine Rivière mit ihrem Grafic Novel einen Beitrag geleistet. Sie schildert die autobiographisch angehauchte Geschichte von Jeanne, die vor der Erfüllung ihres Traumes steht: eine Dissertation über eine Parabel von Kafka an der Sorbonne. Weil ihr zu der Doktorandenstelle kein Stipendium gewährt wird, wird ihr Traum vom Wissenschaftlerleben schnell zum Albtraum jedes mittellosen Studenten. Die akademische Arbeit ist nicht nur aufwendiger und komplizierter als erwartet, sie muss sie auch noch zu Gunsten von Nebenjobs reduzieren. Jetzt findet sie sich über Jahre im akademische Zirkus zwischen absurder Bürokratie, nutzlosem Doktorvater, mangelnder Motivation und finanziellen Engpässen wieder. Und natürlich gibt es dann auch noch das Privatleben. Wie sehr das eine Rolle spielen darf, bestimmt auch hier die Doktorarbeit.

»Oje! Diese Notizen sind von vor zwei Jahren, alles vergessen!«

Die Situationen dieser – wirklich zauberhaft gezeichneten – Geschichte haben einen hohen Wiedererkennungswert für jeden Akademiker. Und trotz oder genau wegen dieses Realismus, nervt "Studierst Du noch oder lebst Du schon?" mitunter. Den immer und immer wieder auftauchenden, gleichen Motiven der Verzweiflung fehlen nach dem dritten Mal einfach der Witz, den es im französischen Original durchaus geben mag. Im Original heißt das Buch übrigens "Carnets de Thèse", Notizen einer Arbeit. Notizen, die ein Doktorand in mühevollster Kleinstarbeit zusammenträgt und deren Inhalt man schnell einmal wieder vergisst. Und deren Inhalt vergisst man schließlich schnell einmal. Eigentlich will man dieses Buch nach zwei Dritteln weglegen, um einem Abnutzungseffekt vorzubeugen. Schade.

BUNDESWEHR

Text: Philipp Schulz

Der Gedanke an die Bundeswehr hat damals bei mir gemischte Gefühle ausgelöst. Es war ja klar, dass sich ein jeder heranwachsender Knabe nach seiner schulischen Ausbildung entweder zu einer Weiterentwicklung seiner Softskills an der Waffe oder zu einem Dienst am Vaterland im Privaten, oft auch im Gesundheitssektor entscheiden muss. Auch ich wurde eines Tages vor diese Entscheidung gestellt. Ich kam aus der Schule, als meine Mama schon am Küchentisch mit einem Brief und den Worten: »Kind, dein Marschbefehl ist da«, auf mich wartete. Mein erster Gedanke war natürlich »yeah, durch den Schlamm kriechen, toben und ein wenig Peng Peng machen, warum nicht«. Nur eine Sekunde später kam mir jedoch ein anderer Gedanke. »Scheiße, ich glaube nicht, dass ich mich neun Monate lang von einem Typen mit Hauptschulabschluss, dickem BMW und Iron-Tyson-Schnitt anschreien lassen kann. Nach dem ersten ironischen Kommentar meinerseits müssen bestimmt alle laufen und Liegestütz machen und dann bekomm ich Klassenkeile – ich bin zu witzig für den Bund.« Trotzdem tat ich wie mir geheißen und begab mich zum medizinischen Check in die nächstgrößere Kaserne. Hier ein kleiner Tip: Man suche sich drei Freunde mit Führerschein die auch einen Marschbefehl bekommen haben, stecke sie alle in ein Auto und fahre zu der Musterung. Dort angekommen gibt jeder der vier an, selbst gefahren zu sein und drei Mitfahrer gehabt zu haben. Nur soviel: Die Tankgeldverrechnung ist horrend.

Nach einer medizinischen Untersuchung, dem berüchtigtem EKG (Eier-Kontrollgriff), der Erklärung meiner uneingeschränkten Wehrtauglichkeit und der Frage, ob ich mir denn eine Karriere bei der Bundeswehr vorstellen könne, was ich wahrheitsgemäß mit »Bogenschützen – erste Reihe« beantwortete, war meine kleine Liaison mit dem Heer vorbei. Heute ist das anders, da muss man schon aus eigenem Willen zur Musterung gehen. Wenn die Bundeswehr heute mit einer Image-Kampagne auffahren muss, stellt sich als erstes die Frage, ob Töten wieder Trend werden soll oder ob die deutsche Jugend wirklich so sehr Y ist, dass sie nicht mal mehr auf Zelten im Freien und körperlicher Ertüchtigung mit Kameraden steht. Was ist nur aus pompösen Bildern von zwei Turbinen und den zwei Mal 20.000 PS Schubkraft geworden? Damals ging es noch nach vorne. Oder aus dem Internethit mit dem Maschinengewehr und den Schwarzen in der Bronx, die die Mama des Gefreiten aufs Gröbste beleidigt haben? Dem hat man das laute »Motherfucker« nach jedem Feuerstoß doch noch abgekauft. Ein Freund von mir hat, während ich noch an meiner fünfseitigen Verweigerung schrieb, einen wesentlich besseren Weg gefunden die Bundeswehr zu zersetzen – von innen. Da wir die erste Generation von freiwilligen Wehrdienstleistern waren, hat das Schlitzohr sich einfach für anderthalb Jahre verpflichtet und auf die Frage, wo er denn hin wolle, zu den Fachlageristen schicken lassen. Das hatte zur Folge, dass er für rund 1200 Euro im Monat in einem Raum mit 4 anderen schlauen Menschen saß, den ganzen Tag Brettspiele spielte und ab und zu eine Kiste aus dem Lager holen musste. Heute beneide ich ihn um diese Entscheidung. Das müsste man mal bewerben.

ZAHLENMORITZEL

Zur Teilnahme benötigen wir von euch die Zahlen in der richtigen Reihenfolge des grau markierten Bereichs. Viel Erfolg! Anleitung:
Ziel des Spiels ist es, die leeren Felder des Puzzles so zu vervollständigen, dass in jeder der je neun Zeilen, Spalten und Blöcke jede Ziffer von 1 bis 9 genau einmal auftritt.

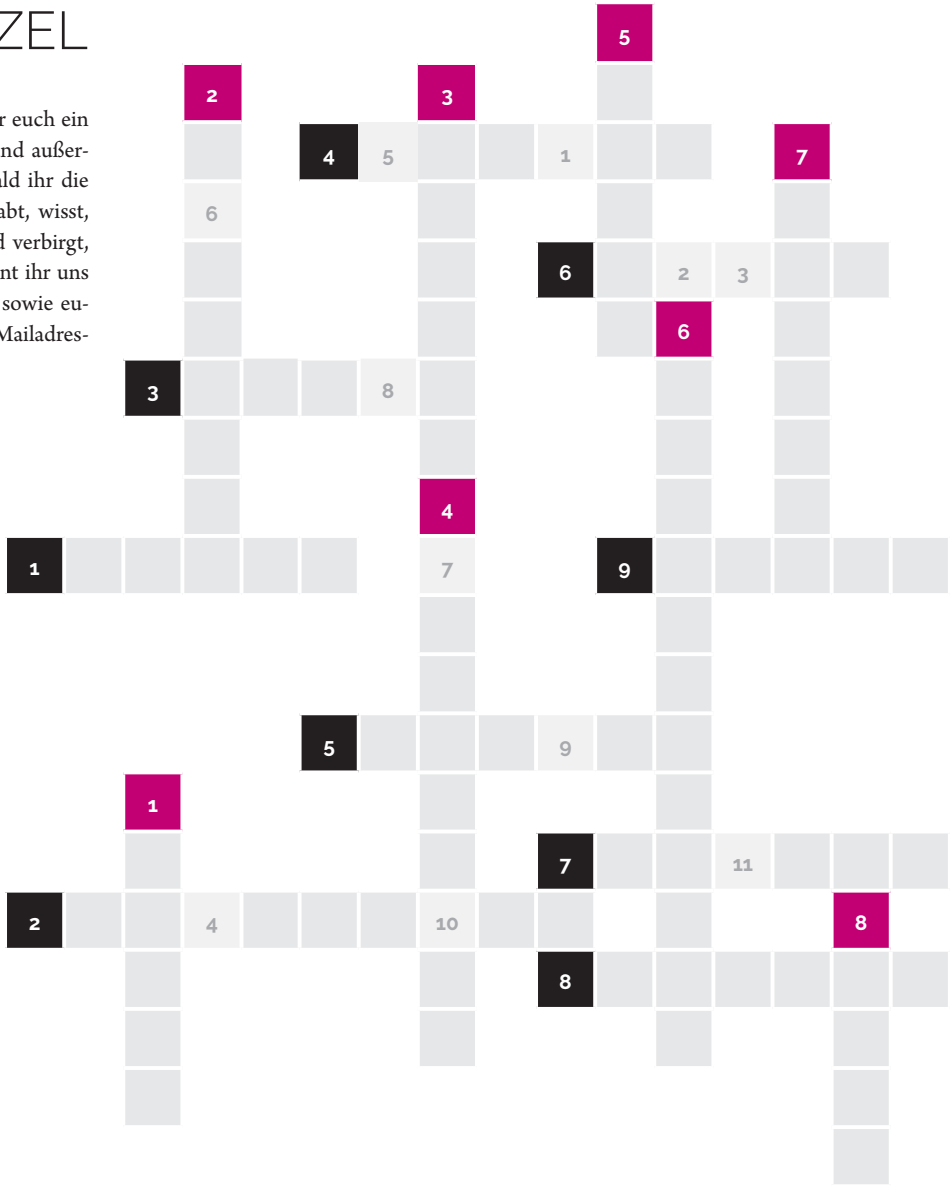
		7	8			1		
				5	4			
1		8	2					9
9		6				7		
		3		9				2
	1							
				4	1	8	5	
	3				6			
			3	8			6	

BILDERMORITZEL

Wenn ihr den gesuchten Ort kennt, dann schickt uns schnell die Lösung per E-Mail an magazin@moritz-medien.de.

GITTERMORITZEL

Wieder einmal gibt es in diesem Heft für euch ein wenig Rätselspaß, um sich die Zeit in und außerhalb der Universität zu vertreiben. Sobald ihr die Lösung für das Sudoku entschlüsselt habt, wisst, welcher Ort sich hinter dem linken Bild verbirgt, oder das Gittermoritzel gelöst habt, könnt ihr uns so schnell wie möglich eure Antworten sowie euren vollständigen Namen an folgende E-Mailadresse schicken: *magazin@moritz-medien.de*



LÖSUNGSWORT:

1	2	3↓	4	5	6	7	8	9	10	11

WAAGERECHT

1. Schmal zulaufend
2. Pferdemenschen
3. Hinduistische Gesellschaftsschicht
4. US-Kanadischer Grenzsee
5. Wasserfläche in einem Atoll
6. Ein Halbedelstein
7. 11. Buchstabe des griechischen Alphabetes
8. Freier Verteidiger beim Fußball
9. Ein undeutliches Vorgefühl haben

SENKRECHT

1. Gegorenes Milchprodukt
2. Ermittlungsbüro
3. Stadt an der oberen Wolga
4. Weibliches Senatsmitglied
5. Staat im Himalaya
6. Neurotransmitter zur Aufmerksamkeitssteuerung und den Wachzustand
7. Süßwasserfisch
8. Herausforderung

DIESES MAL ZU GEWINNEN

2 x 2 Kinokarten im Cinestar Greifswald*

1 x »Die Nacht schreibt uns neu« von Dani Atkins

Einsendeschluss: 13. März 2017

*Die Kinokarten gelten für alle Aufführungen des CineStar Greifswald, außer Vorpremieeren, 3D-Filme und die Vorführungen am »Kinotag« Dienstag.

Michael Ost

IN DIE POMMES GEBISSEN

Interview & Foto: Veronika Wehner

Steckbrief

Name: Michael Ost
Alter: 44
Herkunft: Osnabrück
Werdegang: Nach dem Schulabschluss 1990 als Kirmes-/Jahrmarktmitarbeiter für Verkauf und Aufbau angefangen. Seit einigen Jahren nur noch im Verkauf tätig.

Wie lange kommen Sie schon nach Greifswald?
Das zweite Jahr mittlerweile. Aber die Bude gehört der Firma Rasch und die haben seit 22 Jahren noch mehr Buden hier auf dem Markt.

Der Weihnachtsmarkt öffnet knapp einen Monat lang. Wie ist das, wenn man für einen Monat in Greifswald wohnt?
Nicht so schön. Also ich wäre lieber zu Hause. Da weiß ich, was ich hab. Denn Greifswald ist überhaupt nicht meine Welt.

Wo sind Sie im Verlauf des restlichen Jahres und auf welchen Veranstaltungen?

Hauptsächlich auf der Kirmes in Nürnberg, Kassel Hannover, Göttingen. Überall, deutschlandweit.

Kennt man sich von den anderen Geschäften auf dem Markt?
Nein. Überhaupt nicht. Woanders ja, aber hier überhaupt nicht. Du wirst hier auch keinen Kontakt knüpfen können. Wirklich nicht. So hart sich das anhört.

Erzählen Sie mal, wie Sie dazu gekommen sind, auf Märkten und der Kirmes zu arbeiten?
Langeweile damals mit 18 Jahren. (lacht) Ich hatte keine Lust, was anderes zu tun. Da hat sich das dann so ergeben.

Gefällt es Ihnen denn immer noch?
Es geht. Früher habe ich noch Karussells aufgebaut, aber seit Neuestem, also seit 10 Jahren, mache ich nur noch das hier: Imbiss und Ausschank. Da ist es lockerer und nicht so anstrengend.

Sie haben den einzigen Kartoffelpufferstand hier. Das ist doch ziemlich ungewöhnlich.
Ja, aber hier ist das was anderes. Hier dürfen Sie nur einmal stehen.

Aber es gibt zwei Stände für Mutzenmandeln.
Ja, warum hier nur einer ist, versteh ich nicht. Wahrscheinlich will es niemand machen, weil es zu viel Arbeit ist. (Kartoffeln für den) Teig reiben, Teig zubereiten, das muss ja alles fertig gemacht werden und dauert seine Zeit. Die Vorbereitung fängt vier Stunden vor der Eröffnung an. Und hinterher muss man wieder alles saubermachen. Aber reich werden Sie davon nicht, darum haben wir die Pommes noch dabei. Also wenn Sie nur von denen (zeigt auf die Kartoffelpuffer) leben wollen, das geht nicht. Ich habe jetzt 3000 Portionen in drei Wochen verkauft. Das ist wenig.

Vielleicht können Sie dazu nichts sagen, aber mir ist aufgefallen, dass die Glühweinstände alle den gleichen Preis anzeigen. Ist das abgesprochen?
Ja, das muss so sein. Alle müssen denselben Preis fordern.

Wie, das ist vorgeschrieben?
Die machen das unter sich aus, entweder gehen sie hoch oder runter. Ich glaube, dieses Jahr haben die um 50 Cent angehoben. Bei den Standpreisen ist das auch normal.

Sind die Studenten ein großer Teil der Kundschaft?
Also letztes Jahr war es eine ganze Menge mehr. Dieses Jahr sind es weniger, warum auch immer. Ich kann nicht sagen, was dieses Jahr läuft, weil ich dieses Jahr auch viele Studenten nicht mehr sehe. Vielleicht ist das Wetter zu warm. Zu kalt kann es eigentlich nicht sein. Und ich sag' dir: Ein Weihnachtsmarkt von vier Wochen Öffnungszeit ist zu lang. Zwei Wochen würden auch reichen, da machen die Leute mehr. Ist so. Woanders laufen sie nur an drei Tagen, da ist das Geschäft dementsprechend besser.

Wann kommen Sie erneut nach Greifswald?
Nächstes Jahr zu Ostern.

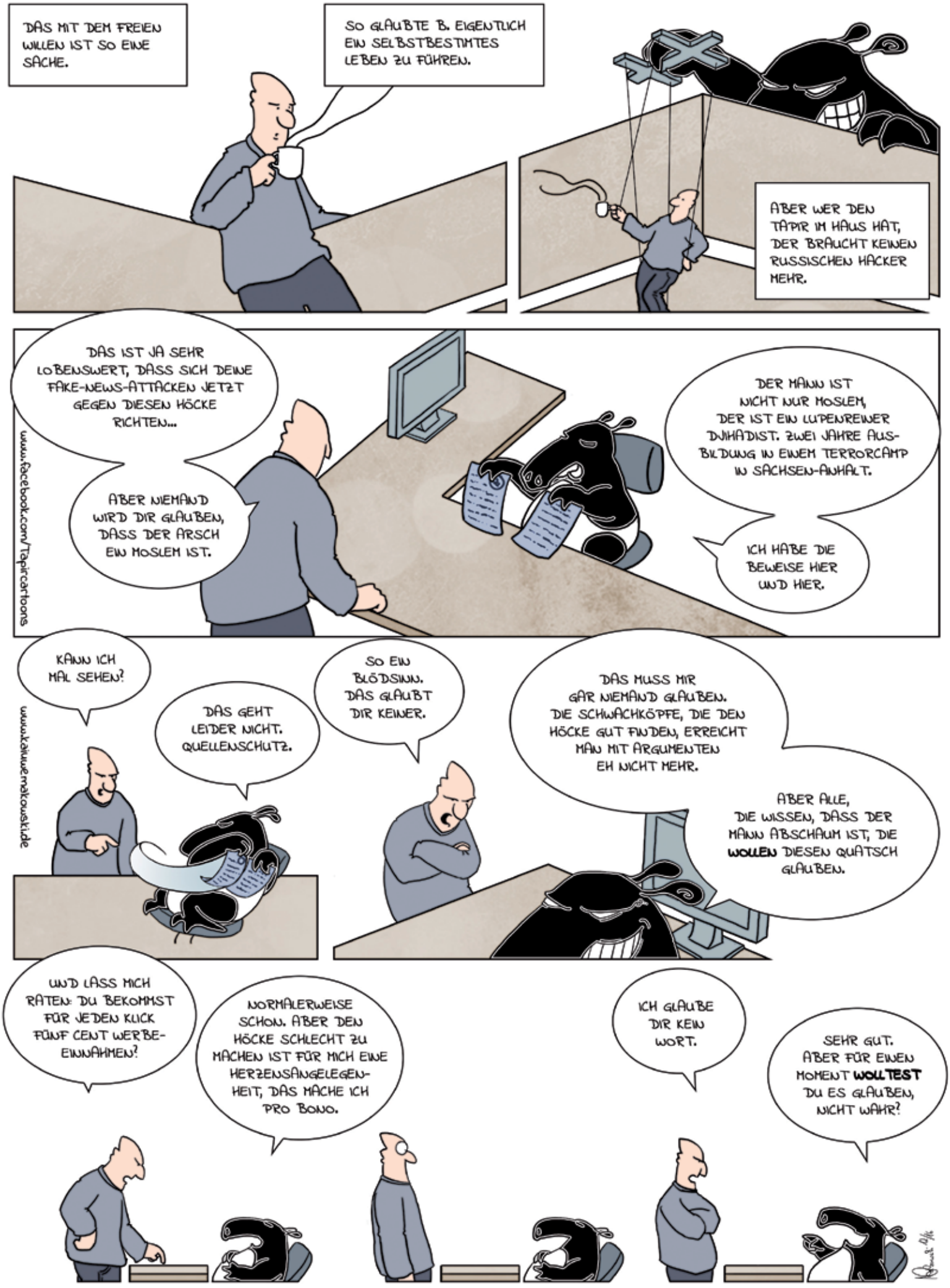
Dann wünsche ich schöne Ferien und bedanke mich für das Gespräch

Anzeige
CineExtra - Kino für Genießer.
Ausgewählte Filme für anspruchsvolle Gäste: jeden So. um 17.15 und Mo. um 15.15 und 20.15 Uhr in Greifswald - für nur 5€.
Weitere Infos und Karten unter CineStar.de
CineStar
So macht Kino Spaß.

TAPIR

MANIPULATIONSVERDACHT

TEXT UND ZEICHNUNGEN VON KAI-UWE MAKOWSKI



IMPRESSUM

Redaktion & Geschäftsführung

Rubenowstraße 2b, 17489 Greifswald
Telefon 03834-861759
E-Mail magazin@moritz-medien.de
POSTANSCHRIFT
moritz. – Das Greifswalder Studierendenmagazin
c/o Zentrale Poststelle,
Rubenowstraße 2, 17487 Greifswald

Geschäftsführung & Anzeigen

Sophie-Johanna Stoof

Chefredaktion

Jonathan Dehn (V.i.S.d.P.)
Jonas Greiten

Ressortleitung

FORUM: Veronika Wehner
UNI.VERSUM: Jonathan Dehn
GREIFSWELT: Jenny Röttger
KALEIDOSKOP: Klara Köhler

Lektorat

Jonas Greiten, Jenny Röttger, Sophia Schröder, Lukas Thiel, Veronika Wehner

Redakteure dieser Ausgabe

Rudolf Becker, Jonathan Dehn, Philipp Deichmann, Charlotte Fischermanns, Michael Fritsche, Jonas Greiten, Aaron Jeuther, Katharina Hoppe, Klara Köhler, Lorenz Lang, Florian Leiffheidt, Sophie Möller, Jenny Röttger, Philipp Schulz, Lukas Thiel, Veronika Wehner

Layout & Gestaltung

SATZ: Sebastian Bechstedt, Jonathan Dehn
TITELBILD: Jonathan Dehn
TAPIR: Kai-Uwe Makowski
DRUCK: wir-machen-druck.de
EXTERNE FOTOS:
Evan Dennis [S.6],
vuhledar.vsetke.com [S.8],
Eder Pozo Perez [S.12],
Rodion Kutsaev [S.16],
IPP Greifswald [S.34]

Herausgeber

Studierendenschaft der Universität Greifswald, vertreten durch den Medienausschuss, Friedrich-Loeffler-Straße 28, 17487 Greifswald

moritz.magazin – das Greifswalder Studierendenmagazin, erscheint sechs Mal im Jahr in einer Auflage von 3 000 Exemplaren. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit immer montags um 19.30 Uhr in der Rubenowstraße 2b (Dachgeschoss).

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion.

Die Redaktion behält sich das Recht vor, eingereichte Texte und Leserbriefe redaktionell zu bearbeiten. Namentlich gekennzeichnete Artikel und Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Die in Artikeln und Werbeanzeigen geäußerten Meinungen stimmen nicht in jedem Fall mit der Meinung des Herausgebers überein. Alle Angaben sind ohne Gewähr.

Nächste Ausgabe: 3. April 2017

Redaktions- und Anzeigenschluss der nächsten Ausgabe ist der 6. März 2017.

webmoritz.
REDAKTIONSSITZUNG
DONNERSTAG | 19 UHR
RUBENOWSTRASSE 2B
WEBMORITZ.DE
/webmoritz.de
@webmoritz

moritz.magazin
REDAKTIONSSITZUNG
MONTAG | 19.30 UHR
RUBENOWSTRASSE 2B
MORITZ-MAGAZIN.DE
/moritz.magazin
@moritzMagazin

moritz.tv
REDAKTIONSSITZUNG
MITTWOCH | 20.15 UHR
RUBENOWSTRASSE 2B
MORITZTV.DE
/moritztvgreifswald
@moritztv

MEDIEN GESTALTEN

Eine Tüte Hamburg

UNSERE LECKEREN FRANZBRÖTCHEN

3 Stück
-.99

Jetzt unsere App downloaden

JETZT BEI Google Play

Laden im App Store

BACK-FACTORY Greifswald
Lange Str. 46/48
17489 Greifswald

www.back-factory.de

BACK·FACTORY

sw-greifswald.de

STARTKLAR FÜR 2017

Die nötige Energie liefern wir – Jetzt wechseln!

STADTWERKE
Greifswald

Mensch. Region. Umwelt.

Tarifrechner